

Hans Hoffmann.

Unser Pommerland

3. Jahrgang 1915 Nr. 3.

Verbandsorgan des Pommernbundes in Berlin, des Verkehrsverbandes für Pommern und die Insel Rügen E. V., des Messenthiner Waldvereins und des Buchheidevereins.

Herausgegeben von Ludwig Hamann und Arnold Koeppen

Drei Kriegslieder

von Clara von Sydow.

Unter Fahnen.

Immer sehnt' ich aus den Straßen,
Drinn so starr die Häuser stehn
Und die Menschen fiebernd drängen,
Mich nach heilgem Waldeswehn.
Dorthin, wo geheime Regung
Ruhe atmet in Bewegung.

Heute nun: dieselben Mauern,
Aber nicht mehr tot und stumm.
Fremder Menschen fremdes Hasten,
Doch kein nörgelndes: Warum?
Keine Scheu vor eilgen Schritten,
Denn die Andacht geht inmitten.

Warmes Grüßen und Verstehen.
Alles helle Blicke tauscht,
Ob auch niemand reden würde.
Jeder in die Höhe lauscht.
Fahn' an Fahne senkt sich nieder;
Hier und dort und immer wieder.

Straßen auf und ab. Ohn Ende
Schwebt es groß und feierlich:
Neuer Sieg ward heiß errungen.
Jeder betet still für sich.
Unter Fahnenwaldes Wehn
Ist es uns wie Kirchengehn.

Höher schlagen tausend Herzen.
Doch der hehren Buntheit Pracht —
Keines Uebermutes Zeichen! —
Das ist Weihe! — Das ist Macht!
Fest im Takt die Füße schreiten;
Gottes Gnade wird uns leiten.



Die Karpathenschlacht.

Rase Sturm auf Geierschwingen
Ueber blut'gem Todesringen!
Knirschend in versteinten Wegen,
Schneerstickten Waldgehegen,
Hoch auf Kämmen, tief in Gründen,
In noch eisdurchglasten Schründen
Wühlt die Schlacht.

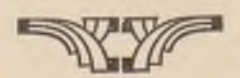
Wo sind Bär und Wolf geblieben,
Die mit dunklen Urwaldtrieben
Hier zerrissen ihre Beute?
Eine Sage sind sie heute,
Graue Schemen, die entweichen.
All die ungezählten Leichen
Schlug der Mensch.

Schlug sie unter Wut und Schmerzen,
Wild, mit wehem Rächerherzen,
Denn ihn rief die heil'ge Not,
Vaterlandes Machtgebot.
Helft Kanonen und Haubitzen
Unter Donner ihm und Blitzen!
Hilf ihm, Gott!

Felsenmauern zu erklimmen,
Schlammesbäche zu durchschwimmen,
Teufelsdrähte auszuroden! --
Vorwärts auf zerfetztem Boden,
Wenn im Kampf die Stimmen brechen,
Laß die Fäuste Taten sprechen,
Gut und groß!

Wenn die Augen blind geworden,
Starr vom ungeheuren Morden,
Laß die Hände tastend sehn,
Bis des Feindes Heere stehn!
Bis die Slawen Gnade suchen
Oder winselnd uns verfluchen!
Hilf uns, Gott!

Einmal muß das Grause enden,
Einmal aus allmächt'gen Händen
Wird die Taube abgesandt,
Ueber Klüfte, Strom und Land,
Und auf blutgetränkte Matten
Fällt des grünen Oelzweigs Schatten
Warm und tief.



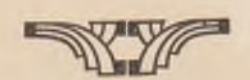
Jahresring (1914-1915).

Wenn die reifen Aehren fallen,
Fällt auch junge Blütenpracht.
All die wilde, bunte Schönheit
Stirbt dahin, eh man's gedacht.

Und doch darf der Mensch nicht klagen,
Singt sein hohes Erntelied,
Während Herbstnacht Tränenschleier
Ueber öde Stoppeln zieht.

Neu bestellt er seine Krume.
Und die Erde, die ihn liebt,
Oeffnet ihren Schoß dem Segen,
Halm auf Halm sie schaffend gibt.

Wieder lachen tausend Blumen
Nun aus goldnem Aehrenfeld, —
Nur die blindgeweinten Augen
Sehn nicht mehr, wie schön die Welt.



Wie kann die Pommernheimat ihre Gefallenen ehren?

Von **Marie Luise Bartz-Friedenau.**

Die Gefallenen!? — Ach, wir wissen, wenn dieser blutigste aller Kriege wird zu Ende gegangen sein, und uns hoffentlich einen glorreichen jahrzehntelangen Frieden wird ins deutsche Land gebracht haben, dann wird alle Freude über das Errungene doch tief verschleiert werden von den düsteren Schatten, der schweren Trauer um diese unendlich vielen Opfer an jungem Blut und Leben, an den reifen Kräften, die alle um des Vaterlandes Glück und Größe, um sein Weiterbestehen und seine hohen heiligen Aufgaben in der Welt fallen mußten. Erst wenn die Geliebten da draußen heimkehren werden, wenn ihre Fahnen hereingetragen werden in die Tore unserer Städte, dann werden wir erst die großen schmerzlichen Lücken recht erkennen, die in den Reihen derer entstanden sind, die so stark und geschlossen hinausgingen, froh aus den geschmückten Zügen uns zum Abschiede noch zuwinkten. Dann erst werden zahlreiche Eltern, Frauen, Freunde, Schwestern und Bräute in tiefster Trauer an die denken, die unwiderbringlich für ihr Erdenglück dahin sind, und in fremder Erde ihr Grab fanden. Ja, fanden sie auch immer ihr Grab? — Da erhebt sich eine der Fragen, die dem tiefen Gemüt unseres Volkes so ganz besondere Unruhe gebracht haben. Wieviele Namen, daneben das schwerwiegende Wort „vermißt" geschrieben wurde! Besonders unsere Seelsorger wissen es, zu welcher schweren Last, welchem Druck die Gedanken heute schon geworden sind und für lange bleiben werden, die sich an dieses Wort knüpfen.

Was besonders unsere schlichteren Volkskreise, auch unsere Pommern der Landheimat, bei diesem Worte bewegt, das hat Detlev von Liliencron in seinem kleinen Gedichte: „Der sterbende Soldat" wiedergegeben:

Im Weizenfeld, in Korn und Mohn,
liegt ein Soldat, unaufgefunden,
zwei Tage schon, zwei Nächte schon,
mit schweren Wunden, unverbunden.

Durstüberquält und fieberwild,
im Todeskampf den Kopf erhoben.
Ein letzter Traum, ein letztes Bild,
sein brechend Auge schlägt nach oben.

Die Sense rauscht im Aehrenfeld,
er sieht sein Dorf im Arbeitsfrieden,
ade, ade, du Heimatwelt —
und beugt das Haupt und ist verschieden.

Daß sie nicht aufgefunden wurden bei diesem Massensterben, daß ihr Leib nicht „zu der Erde kam, davon er genommen ist," das ist tiefer Glaube bei unserm Volke, daß dann auch die Seele „nicht geht an ihren Ort".

Und doch können wir auch für diejenigen, deren Leiche die Treue der Kameraden selbst im Kugelregen in Sicherheit brachte, ihnen ein ehrendes Grab im Feindeslande verschaffte, ein Kreuzlein, ihren Helm, grüne Büsche und sparsame Blumen zum letzten Gedächtnis darauf legte, in der Heimat kein Plätzchen haben, da man ihrer gedenken kann und sich all der glücklichen Stunden erinnern, die man miteinander verlebte?! Das ist doch dem trauernden Herzen so tiefes Bedürfnis, daß wir in jedem Stande und Range da nur ein Gefühl kennen.

Wir wollen sie ehren; aller Dank, alle Liebe und Treue für ihren Opfertod soll ihnen werden, die Menschenherzen und Hände beweisen können!

Aber sollen es große Heldendenkmäler sein? Soll Marmor und anderes edle Gestein, kostbare Erze und Künstlerschaffen sich gleich am Friedensschlusse verbünden, um der Welt zu zeigen, wie deutsche Treue ihre Gefallenen ehrt? —

Wir werden es vielfach nicht können, denn unter uns werden so viele umherwandeln, die uns ein lebendiges ehrendes Gedächtnis an die schweren Opfer sind, die für uns, die Daheimgebliebenen und des Vaterlandes Bestehen gebracht wurden, daß wir den größten Teil der vorhandenen Mittel gebrauchen, unsere Kriegsbeschädigten, die Witwen und Waisen, die vereinsamten Eltern, zu versorgen, die den gesunden Ernährer nicht mehr neben sich haben. Und das wird unsere erste Pflicht und unsere erste Ehrung sein! Das Wort „Krüppel" sei allezeit verbannt, getreu dem Beispiele des alten Kaisers. Wir werden uns erinnern, daß nach dem Kriege 1870 bei der Einweihung eines Denkmals in Berlin zahlreiche Invalide eingeladen waren. Das Schriftstück, das die Festordnung regelte, war dem kaiserlichen Herrn

vorgelegt worden. Es hieß da u. a.: . . . Die Krüppel werden in Wagen fahren. Der Kaiser nahm die Feder, strich den ganzen Satz aus und schrieb nieder: Denjenigen, welche infolge ihrer im Kriege erhaltenen ehrenvollen Wunden an der Aufstellung nicht teilnehmen können, werden Wagen zur Verfügung gestellt werden.

Die „ehrenvollen Wunden" unserer heimgekehrten Helden sollen uns Tag um Tag eine Mahnung sein, die Jugend tiefste Ehrfurcht zu lehren. Vor allem sei der Name „Kriegsbeschädigte" das Wort, das wir im Umgange gebrauchen. Daran knüpfen sich nun auch sofort die Fragen: was kann in unserer Heimat die Schule, was kann die Kirche tun für unsere Kriegsbeschädigten, und weiter: was kann sie zur Ehrung unserer Gefallenen tun?

Die nachfolgenden Ausführungen haben sich nur die Aufgabe gestellt, darauf hinzuweisen, was die Landheimat, auch das schlichteste Dorf, zur Ehrung unserer Gefallenen tun kann. Auch hier ist häufig der innige Wunsch vorhanden, die Gefallenen draußen in Feindesland jetzt oder später überführen zu können, damit er in der Heimaterde sein Grab findet, damit trauernde Liebe es schmücken kann. Immer wieder hat die Heeresverwaltung darauf hingewiesen, daß von diesem Wunsche möge abgesehen werden. Mancher Vater, der die Leiche vielleicht des einzigen Sohnes heimholte, hat nachher doch mit dem Bedenken gekämpft, ob er wohl die Ueberreste des Sohnes überführe.

Aber eins kann sogleich auch im Dorfe nebeneinander bestehen: die Fürsorge für die Kriegsbeschädigten und ihre Angehörigen, und die schlichte Ehrung unserer Gefallenen in ihrem Heimatorte. Einer späteren Zeit ist es dann vorbehalten, in großen Standbildern von Künstlerhand die Zeit darzustellen, wie sie war in ihrer Größe, ihrem erhabenen Opfermute und ihrem siegreichen Vorwärtsdringen. Der Fürstensohn und der Landmann, der hochgebildete Geistesarbeiter und der schlichte Handwerker, sie kämpften Schulter an Schulter, im gleichen grauen Rock, draußen den schwersten Kampf. So gelte auch das Gedächtnis ihnen gemeinsam in dem Ort, da ihre Wiege stand. Durch weite Kreise des deutschen Vaterlandes geht das Besinnen auf die Denkmäler, die zum Gedenken aufzustellen dem deutschen Herzen von jeher teuer waren, die nicht Berge von Gold nötig haben, sondern die der Heimaterde selbst entstammen. Die Eiche war dem Germanentum der Heldenbaum, die Linde wurde der Liebe und dem Frieden zum Gedächtnis gepflanzt. Sie sollen es auch sein, die eine Gedächtnisstätte an unsere Gefallenen auf jedem Friedhofe umhegen. Wie diese Pflanzung aus praktischen und ideellen Gründen am besten zu geschehen habe, wie sie die Namen derer, die auszogen und nicht wiederkehrten, für jetzt und ferne Zeiten vermelden, darüber gehen nur die Erwägungen noch auseinander. Aber es ist ja auch nicht nötig, daß darin Gleichmäßigkeit herrsche. Einige Hauptmomente werden es besonders auf dem Lande sein, auf die man hinweisen kann.

Der ehrende Gedächtnisstein am Fuße der Bäume soll nicht fehlen.

Und er wird in den meisten Gegenden auch ohne große Kosten zu beschaffen sein. Hier und da liegen große Findlingsblöcke, die jetzt keinen schöneren Zweck haben können, als so an einer freien Stelle des Friedhofes den Mittelpunkt für die Gedächtnisstätte zu bilden. Kleinere Granitsteine aber sind auf den Aeckern überall oft in großer Menge gefunden worden. In zahlreichen Dörfern wird ein solcher Stein vom eigenen Acker seit jeher verwandt, einem Grabdenkmal den Stützpunkt zu geben. Diese einfachen Steine können, auf billige Weise mit dem Namen und den Gedenktagen versehen. mit vorhandenen Findlingsblöcken vereint, oder auch ohne diese, zu einem Hügel aufgeschichtet werden, der den Hünengräbern unserer deutschen Vorzeit gleicht.

Um den Hügel herum aber pflanzen wir die Heldeneichen, jedem Gefallenen im Dorfe, vom Gutsherrn an bis zum Kätner, einen Baum, und über den Hügeln mag eine große Friedenslinde ihre Zweige strecken. Zu den Eichen werden meistens junge Stämme genommen werden, und sie wachsen langsam. Die Kunst des Gärtners aber vermag es heute schon, große starke Bäume mit allen Wurzeln zu versetzen, wenn im Herbst nur der entsprechende Ballen um das Wurzelgeflecht gewahrt bleibt. So brauchen wir uns, wo es möglich zu machen ist, nicht nur auf die kleinen Bäume zu beschränken; um sie herum mögen noch eine Reihe Linden Platz finden. In ihren Zweigen können die Vögel schon ihre Nester bauen, und so wird diese Stätte, was im Frieden häufig von den Freunden unserer Heimatpflege erstrebt wurde, ein Schutzplätzchen für die Vogelwelt, für die wohl kein besserer Platz als der Dorffriedhof könnte gefunden werden. „Es steht auf dem Friedhof eine Linde, drin pfeifen die Vögel im Abendwinde", . . . singt unser altes Volkslied. So manches Lied, das in der Friedenszeit, in dem Hasten und Drängen nach Gelderwerb, in der Ueberkultur der modernen Zeit vergessen war, oder zu naiv gefunden wurde; . . . . es steht eine Lind' im tiefen Tal, ach Gott, was tut sie da? . . das haben wir jetzt wieder verstehen gelernt, wenn es fortfährt: sie soll mir helfen klagen", ja sie sollen uns helfen klagen; mit ihrem leisen Wipfelrauschen, mit dem Flüstern ihrer Blätter, mit dem süßen Duft der Lindenblüte werden sie uns leise von jenen glücklichen Friedenstagen erzählen, als die in fernen Landen Gefallenen noch unter uns weilten. Zu

ihren Stimmen aber soll das Murmeln unserer Quellen kommen. Drum mag, wo es irgend durchzuführen ist, auch Wasser an die Stätte unserer Gedächtnismale geleitet werden. Wieder kann sich hier, wie bei den Bäumen, das Sinnige mit dem Praktischen vereinen. Manche Vertreter einer Dorfgemeinde haben sich vor dem Kriege, weil es angeblich zu viel Arbeit und Kosten machte, vor der Zuführung einer Wasserquelle aus nahen Äckern und Wäldern ins Dorf gesträubt. Jetzt, wo das Gemüt so stark mitspricht, wird mancher Heimatpfleger mehr Entgegenkommen für solchen Vorschlag finden. Hat man die Leitung der Quelle bis zum Kirchhof erreicht, wird sie auch bald ins Dorf geführt werden, und so eine neue Segensspur auch von der Gedächtnisstätte ausgehen. Sprudelt aber aus dem steingetürmten Hügel am Gedächtnismal das Wasser, so ist auch eine bessere Friedhofspflege möglich, die auf vielen Dörfern noch fehlt. Und was haben die rauschenden Brunnen, an denen deutsche Orte früher so reich waren, auf das Volksgemüt stets für eine Wirkung gehabt! Das wird die Quelle hier am Hügel leise zu erzählen wissen. Epheu, nickende Waldgräser und Blumen sprossen zwischen den Gedenksteinen hervor, um die des Gärtners Hand nur allzu große Wildheit fernhalten möge, sonst sei hier alles der Natur überlassen. Die Vögel singen in den Zweigen und baden in dem kleinen Wasserbecken, das die Quelle am Fuße des Hügels bildet. Um die Gedächtniseichen selbst aber möge jede Familie ein Blumenplätzchen hegen, und an den Gedenktagen hier ihren Kranz niederlegen. Ein paar Ruhebänke werden den Platz allen noch um so lieber machen. Und kommen die Alten, die Frauen, Mädchen und Kinder, hier Wasser für die Pflege ihrer Gräber zu schöpfen, so wird der Blick ständig auf die Namen der Söhne des Dorfes fallen, die einst in den großen Völkerkrieg hinauszogen und denen ihre Heimatgemeinde ihr Opfer nur durch treuestes Gedenken vergelten kann.

Es ist auch keineswegs gesagt, daß im Laufe der Jahre dieses schlichte Mal nicht einen Schmuck von Künstlerhand erhalten kann. Eine Erz- oder Steingruppe oben auf dem Hügel, unten an der Quelle, kann wohl hinzugefügt werden und würde zur Kunstpflege auf dem Dorfe viel Gutes beitragen. Diese Stätte zur Ehrung unserer Gefallenen ist ja allerorten auch bereits ausersehen worden, daß sie an den großen Gedenktagen des Krieges den Versammlungsort für einen Gottesdienst, für eine vaterländische Feier böte. Unsere Krieger- und Turnvereine auf dem Lande haben sich auch in Pommern in der Friedenszeit weit ausgebreitet. Hin und wieder ist wohl schon etwas zu viel geschehen in der Hinsicht, daß jeder kleine Dorfverein auch seine schwerseidene Fahne haben mußte. Es hätte sich wohl auf Kreisverbände damit können beschränken lassen. Wenn aber für ähnliche vaterländische Gedenkzwecke später wird gesammelt werden, so dürfte es würdiger sein, das für einen Zweck wie den oben angegebenen zu tun. Und das Gedächtnis der Familien an ihre Toten würde hier freudiger beisteuern helfen.

Aber in allen diesen Fragen kann und darf keine Uniformierung herrschen. Das ernste Gefühl, das treue Wollen, und die Erinnerung an die große opferwillige Zeit und die todestreue Hingabe unserer Gefallenen da draußen, sie sei nur überall im Pommernlande gleich stark. Dann mögen die Gedächtnismale auch in ihrer Schlichtheit, ob sie sich auf Bergeshöhen, am Meeresstrande, im fernen Dorf, der großen Handelsstadt oder auf unserm schönen Rügen erheben, wohl äußerlich verschieden sein. Sie alle werden aber zur Jugend und den nach uns kommenden Geschlechtern davon sprechen, daß Pommern in seiner Treue es wenigstens versuchte, unsern teuren Gefallenen, unsern pommerschen Helden, seinen Dank zu sagen. In unsern Herzen wird es doch stets geschrieben stehen, daß wir ihr Opfer niemals erreichen können.

Vergeßt die treuen Toten nicht!

Von Arnold Koeppen

Pflanzt jedem Dorf ein grünes Heiligtum,
Wo unter dunklen, dichtbelaubten Bäumen
Entsagungsvolle Liebe still mag träumen
Von ihren Toten — und von ihrem Ruhm.

Ein schlichtes Täflein, ohne Prunk und Zier,
Mag jeder Stamm in treuer Obhut tragen;
Nicht viele Worte soll es prahlend sagen,
Nur einen Heldennamen künd' es dir!

Und laßt ein Bächlein rinnen durch den Sand. —
Wenn dann an heil'gem Ort in stillem Sehnen
Dem Mutteraug' entfallen heiße Tränen,
Die nimmt es auf und führt sie durch das Land.

Wo immer dann die Welle küßt den Strand,
Da wird es blüh'n und sprossen, bunt und licht.
Von Ehrenpreis und von Vergißmeinnicht
Prangt bald an seinen Ufern blau ein Band.

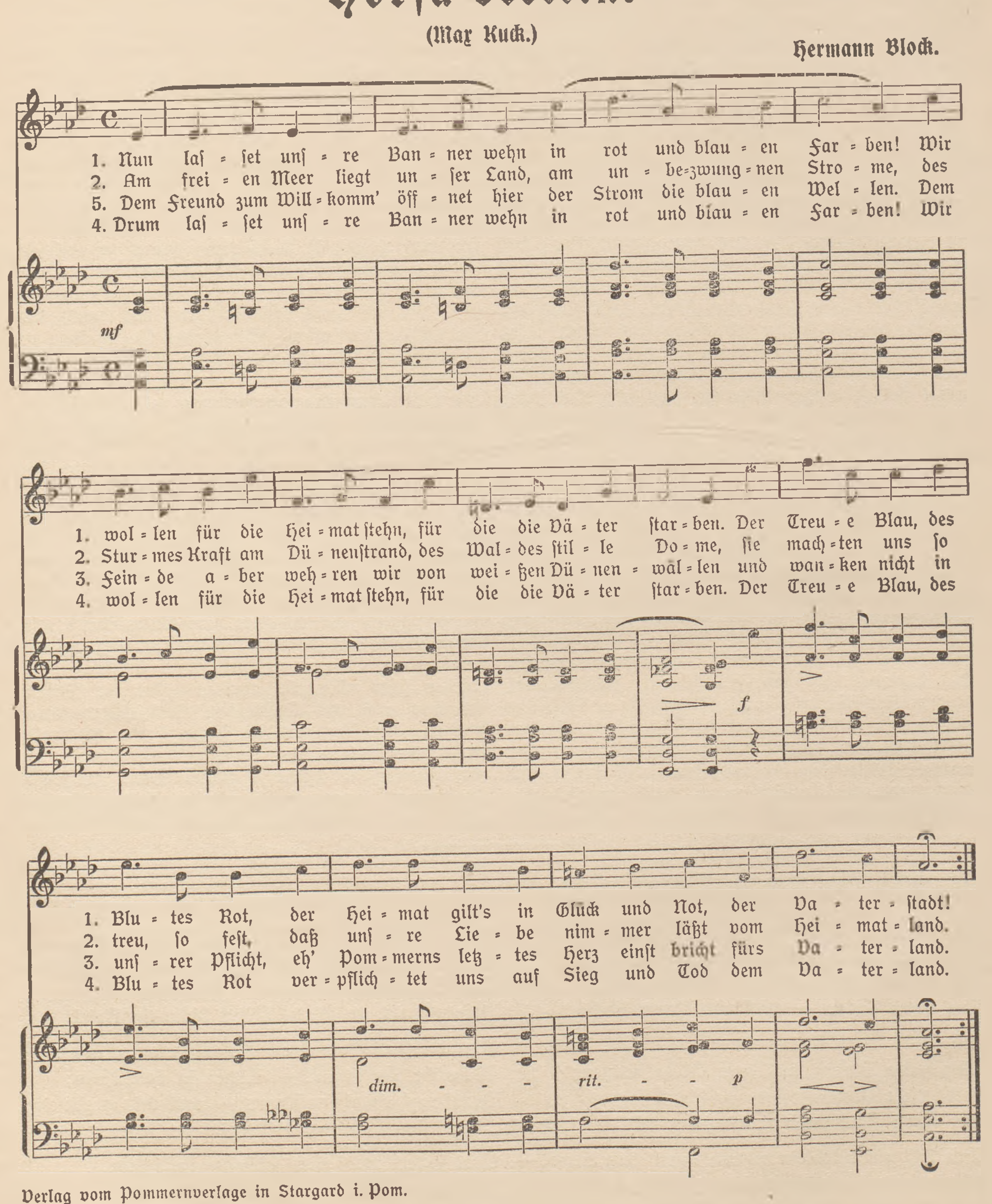
Als einz'ger Schmuck ein Riesenblock mag liegen —
Wie ihr ihn fandet — mitten in dem Hain;
Drauf rag' ein eisern Kreuz — und drin grabt ein:
„In diesem Zeichen wußtet ihr zu siegen!" — —

Gebt jedem Dorf dies schlichte Heiligtum,
Daß unter deutschen, grünbelaubten Bäumen
Entsagungsvolle Liebe still mag träumen
Von ihrer treuen Toten ew'gem Ruhm.

Horsa Stettin.

(Max Kuck.)

Hermann Block.



Verlag vom Pommernverlage in Stargard i. Pom.

Der Nordische Krieg in den deutschen Ostseegebieten (1711—1720) in Quellen dargestellt.

Von **Ludwig Beyer**, Kgl. Seminarlehrer.

(Fortsetzung.)

Einiger vornehmen Herren Schreiben betreffend die Ursachen, warum die Stadt Altona den 9. Jan. 1713 in Brand gesteckt worden nebst einigen Anmerkungen.

Schreiben aus dem Hauptquartier zu Pinneberg den 8. Januar 1713.

Nachdem der Herr General Graf Steenbock zu Segeberg in Erfahrung gebracht, daß die Dänen in Altona ein großes Magazin aufgerichtet und daß man daselbst noch wirklich für die russische und sächsische Armee brauete und backte, so fand er für ratsam, seinen Marsch, so er sich nebst seiner bei sich habenden Armee vorgesetzet, zu verändern und sich dem Magazin zu nähern, um sich desselben entweder zu bedienen oder auch es zu vernichten. Als er aber hiervon genauere Kunde eingezogen und vernommen, daß das Magazin gar zu groß wäre, um solches aus Mangel genugsamer Fuhre und Zeit weg zu bringen, sonderlich ja es in der Stadt gar zu sehr verteilet war, so hätte der Herr General wohl gewünschet, daß er zu dieser Maßregel nicht hätte greifen dürfen, nur um die armen Einwohner zu schonen. Allein so hat er, ungeachtet seines großen Mitleidens, nach Kriegesbrauch zu diesen Vergeltungsmaßnahmen greifen müssen, weil er den Brand und die erbärmliche Einäscherung der uralten Stadt Stade nicht unvergolten lassen können; doch mit dem Unterschiede, daß, da die Dänen weder Kirchen noch Einwohner geschonet, seine Leute dahingegen alle Kirchen schonen müssen und den Einwohnern Zeit genug gelassen, das Ihrige in Sicherheit zu bringen. Diese wiewohl erbärmliche Exekution soll morgen vor sich gehen, welche unsern Feinden das Conzept wohl ziemlich verrücken wird, weil sie sonder Zweifel nicht vermutet haben, daß die Armee hierher kommen würde.

Schreiben des Herrn Grafen von Flemming, Feldmarschalls der sächsischen Armee und des Herrn von Scholten, General en Chef der Armee des Königs von Dänemark an den Herrn Grafen Steinbock, General en Chef der königl. schwedischen Armee in Deutschland.

Mein Herr!

Nachdem wir das klägliche Schauspiel, wovon Altona in verwichener Nacht der Schauplatz gewesen, und welches noch nicht geendigt, mit ansehen müssen; eine Tat, dergleichen zu unsern Zeiten unter Christen noch nicht gesehen worden; überdem solches harte Verfahren, so viel uns dünket, mit Eurer Exzellenz Versprechen streitet, und wir nicht begreifen können, woher eine so schleunige Veränderung herrühret, so sind wir, da wir uns allhier befinden, dadurch gezwungen worden, unsere Bestürzung hierüber an den Tag zu legen und uns bei Euer Exzellenz zu erkundigen, was Sie doch dazu veranlasset? Aus Ihrer Antwort nun werden wir ersehen, wie wir uns untereinander künftig im Kriege verhalten sollen, welcher unserm Bedünken nach durch den Vorteil, so Sie in der letzten Aktion erfochten, noch nicht geendigt.

Und da es sich gar leicht zutragen könnte, daß wir diesem Beispiel zufolge in Verübung allerhand Grausamkeiten, obgleich wider unsern, ja gar auch wider unserer hohen Prinzipalen und Sr. Zarischen Majestät Willen und Neigung, Gleiches mit Gleichem vergelten könnten. So haben wir doch für ratsam angesehen, an denselben (Grafen Steinbock) vorher zu schreiben, um uns zu erkundigen, was Ihn doch eigentlich bewogen hat, Altona so grausam anzugreifen? Zum wenigsten können wir uns getrösten, daß wir an allen Grausamkeiten, von welcher Art sie auch sein und an welchen wir selbst einen Abscheu haben möchten, nicht Ursach sind; sondern vielmehr diejenigen, welche zu solchen Grausamkeiten Anlaß gegeben und welche uns zu dergleichen Tätlichkeiten den Weg gewiesen.

Womit verbleiben

Sr. Exzellenz etc.

Hamburg, den 9. Januar 1713.

Graf von Flemming. J. Scholten.

Antwort

des Herrn Grafen Steinbock an gemeldete Herren Generals.

Meine Herren!

Aus dem Schreiben, welches ich heute durch einen Trompeter von Ihnen erhalten, habe ich ersehen, daß Sie gern die Ursachen wissen möchten, warum man mit Altona so verfahren. Weil sie (die Berichte über die Ursachen) in einem Briefe gar zu weitläufig ausfallen möchten, so können Sie, meine Herren, wie auch alle Welt selbige aus derjenigen Schrift, welche in Druck kommen wird und in welcher die Ursachen angezeigt worden, ersehen. Es ist aber nicht so etwas Unerhörtes, wie Sie es ausgeben; denn wir haben von dergleichen in den vorigen und jetzigen Kriegen Beispiele genug. Womit verbleibe

Euer Exzellenz etc.

Elmshorn, den 10. Januar 1713.

M. Steinbock.

Schreiben

des Herrn Grafen Steinbock an den Herrn von Wibe, Geheimen Rat wie auch Staatsrat Sr. Königl. Majestät von Dänemark und Norwegen.

Mein Herr!

Es ist mir von Herzen leid, daß ich bin genötigt worden, die Stadt Altona so zerstören zu lassen. Ob ich gleich sonst nicht Sinnes gewesen, dem Beispiel der Alliierten Feinde Meines allergnädigsten Königs zu folgen; so hat es doch die unvermeidliche Not, wie auch der Kriegesbrauch erfordert. Zum wenigsten kann ich Euer Exzellenz versichern, daß die Verheerung vieler Provinzen Sr. Majestät und die Untaten, so man darinnen verübet, mich nicht veranlassen sollen, den Unterthanen Sr. Majestät von Dänemark solches genießen zu lassen; es sei denn, daß man gar zu hart verführe. In dieser aufrichtigen Absicht nun habe ich nicht ermangeln wollen Euer Exzellenz zu rekommandieren, 'ie höchstnötige Vorsehung zu tun, damit der Zarischen Majestät Völker sich nicht gelüsten lassen, wenn sie aus Pommern ziehen werden, wie sie wohl anderwärts getane Brandstellen, erbärmliche Steinhaufen und Einöden aus ihren verlassenen Quartieren zu machen, dessen grausames Andenken den armen Einwohnern zu ewigen Tagen nicht wird aus dem Gedächtnis kommen. Und es wird Sr. Königl. Majestät als Ihres (Herrn von Wibe) hohen Prinzipalen ein Geringes sein, Se. Zarische Majestät dahin zu vermögen. Widrigenfalls würde ich wider meinen Willen gezwungen sein, den Unterthanen Sr. Majestät von Dänemark solches entgelten zu lassen und eben so viel Städte und Dörfer einzuäschern, als die Russen bei ihrem Abzuge aus Pommern verbrannt haben würden. Uebrigens erlauben Sie mir, mein Herr, daß ich die Ehre haben möge, mit aller Hochachtung mich zu nennen

Euer Exzellenz etc.

Im Hauptquartier zu Pinneberg,
den 10. Jan. 1713.

M. Steinbock.

Schreiben

des Herrn Grafen von Welling (Vellingk) General-Gouverneur der Herzogtümer Bremen und Verden an den Herrn Grafen von Flemming und den Herrn von Scholten.

Meine Herren!

Weil Sie mir die Ehre getan, Ihren Brief an den Herrn Grafen Steinbock, den Brand von Altona betreffend, abschriftlich zu übersenden, der Magazine aber, so daselbst waren, nicht die geringste Meldung getan, so scheint es, daß Sie mir dadurch haben wollen Anlaß geben, mich hierüber in etwas deutlicher zu erklären.

Ich weiß deshalb nicht, Meine Herren, ob Ihnen das Schauspiel von Stade nicht so grausam erschienen als das von Altona. Zum wenigsten ist unleugbar, daß man des ersteren wohl hätte können überhoben sein; das andere aber war höchst nötig. Die Ursachen, welche den Herrn Grafen Steinbock hierzu wiewohl wider seinen Willen bewogen, sind schon im Druck.

Wenn nun Ihre glühenden Kugeln, welche Sie in Stralsund und Wismar geworfen, diese Städte und Magazine in die Asche gelegt hätten, so würde der Kriegsbrauch Sie sowohl als auch den Herrn Grafen Steinbock schon gerechtfertigt haben.

Da aber ohne Not von Ihren christlichen Alliierten so viele Länder Meines allergnädigsten Königs zum Aschen- oder Steinhaufen gemacht worden, wie will man denn solches beschönigen?

Das dänische Seeland und Sachsen können ja zu unverwerflichen Zeugen aufgeführet werden, daß man nimmer zum Brand gegriffen, als wenn der Kriegsbrauch dazu gezwungen; und daß die schwedische Nation gezwungen ist, sich nur menschlicher Weise und durch Waffen, aber niemals durch Brand und Grausamkeiten zu rächen.

Die greuliche Verheerung so vieler schwedischer Länder und Städte, die grausame Sklaverei, in welcher mehr denn Hunderttausend schwedische Unterthanen, sowohl männlichen als auch weiblichen Geschlechts, seufzen, indem man selbige an grausame Barbaren verkauft. Auch selbst das Wohlsein Ihrer hohen Prinzipalen eigenen Länder sollte sie billig veranlassen, nebst dem Herrn Grafen Steinbock auf Mittel und Wege bedacht zu sein, den Krieg etwas christlicher zu führen . . .

Und hoffe ich, Meine Herren, daß Eure Exzellenzen, Ihrerseits hierzu so viel als möglich beitragen werden.

Auch hat mich der Herr Graf Steinbock versichert, daß er, außer der höchsten Not, in Holstein keine Feindseligkeiten verüben wolle.

Und wird in solchem Falle der Kriegesbrauch ihn selbst rechtfertigen.

Uebrigens verbleibe mit aller ersinnlichen Hochachtung

Euer Exzellenz etc.

Hamburg, den 11. Januar 1713

Graf von Welling.

Schreiben

von dem Königl. und Kursächsischen Herrn Feldmarschall Grafen von Flemming und dem Königl. dänischen Herrn General en Chef von Scholten an Sr. Königl. Majestät von Schweden Rat, General und General-Gouverneur der Herzogtümer Bremen und Verden Herrn Grafen Welling.

den 13. Januar 1713.

Mein Herr!

1.

Wir haben aus Ihrem an Uns abgelassenen Geehrten die Ursachen, welche Euer Exzellenz wegen Verbrennung Altonas anführet, ersehen. Weil wir nun Parteien sind, so wollen wir keine Richter sein; es werden Leute genug sein, die darüber urteilen werden.

2.

Unterdessen wird Euer Exzellenz uns erlauben ihm zu sagen, daß keine Gleichheit zwischen dem, was zu Altona und dem was zu Stade geschehen, ist. Stade ist eine befestigte Stadt, welche den Waffen Sr Majestät von Dänemark widerstanden und gegen welche erlaubet gewesen, sich aller Mittel, derer man sich insgemein um einer Stadt zu bemächtigen, bedienet zu gebrauchen. Altona aber ist eine offene Stadt und ohne Verteidigung, und wir glauben nicht, daß man jemals eine Bombardierung mit einem Brand, welchen man mit der Fackel in der Hand machet, vergleichen können.

Das ist eben dasselbe, als wenn man eine unvermeidliche Metzelung in einer Schlacht oder in einem Sturm mit einer Niedermachung der Leute, welche sich nicht verteidigen und die nicht im Verteidigungszustande sind, vergleichen wollte.

3.

Die übrigen Ursachen der Verbrennung von Altona, welche bekannt gemacht worden, gehen dahinaus, daß man daselbst Magazine anlegen und Brot backen wollte. Es ist aber gewiß, daß keine Magazine in Altona gewesen, oder wenn welche gewesen, waren sie so wenig beträchtlich, daß man deswegen nicht über 2000 Häuser hätte verbrennen und viele Tausend Einwohner zum Bettelstab, ohne davon einigen Nutzen zu haben, bringen müssen. Auch hat man nicht an die Ursache der Magazine in der Antwort, welche der Herr Graf Steinbock den Deputierten von Altona gegeben, gedacht. Man hat sich nur dabei mit dem Hinweis auf Stade, worauf wir genug geantwortet zu haben meinen, begnüget.

4.

Was die Feuerkugeln, welche man in Stralsund und Wismar geschossen, anlangt, beziehen wir uns auf das, was wir wegen der Bombardierung von Stade gesagt haben. Dieses ist erlaubet, aber die freiwilligen Anzündungen sind abscheulich.

5.

Was die Führung unserer Alliierten betrifft, so glauben wir, daß Euer Exzell. wohl den Unterschied zwischen den Exzessen, welche ohne Order und denen so mit expreßen Orders geschehen, zugeben werde. Der Herr Graf Steinbock selbst machte vor einigen Monaten sehr wohl diese Unterscheidung, als man von einigen Exzessen, welche durch die russischen Soldaten begangen worden, redete und fragte er, ob sie Order gehabt, solches zu tun. Und da man ihn versichert hatte, daß man nicht nur niemals dergleichen Order gegeben, sondern auch die Urheber dieser Exzesse bestraft hätte, sagte er, daß ihm lieb wäre, es zu wissen; hinzufügend er könne diejenigen, welche dergleichen Exzesse ohne Order täten, wenn sie in seine Hände fielen, nicht als Kriegsgefangene sondern als Mordbrenner traktieren. Was Euer Exzellenz überdem von der Führung unserer Alliierten wird anführen können, wird leicht sein durch das Recht der Repressalien zu begründen.

Euer Exzellenz erinnere sich nur, was Ihrerseits nach der Schlacht von Narva ist ausgeübet worden. Hat man wohl vorher dergleichen Grausamkeiten begangen? Diejenigen, welche Urheber der ersten sind, müssen für alles hernach Begangene antworten. Euer Exzellenz wissen, daß kein anderes Fundament im Völkerrecht ist als die Uebereinkunft und das Beispiel. Nach demjenigen, welches Ihr uns gegeben, wird unsern Herrschern erlaubet sein, Euch andere zu geben, welche von gleicher Natur sein können und solches nach dem Völkerrecht.

6.

Es deucht uns, daß die schwedische Moderation (politische Mäßigung) in Seeland bei dieser Gelegenheit nicht müsse angeführet werden; denn der König, Euer Herrscher, war dahin nicht als Feind, sondern als Garanteur des Friedens kommen und konnte allda keine Feindseligkeiten ausüben.

7.

Was Sachsen anbelangt, so war Eure Leutseligkeit und Eure Humanität auch Euer Interesse. Mit 23 Millionen, welche Ihr aus Sachsen gezogen, hätte man es wieder aufbauen können, wenn es ganz wäre eingeäschert worden; hättet Ihr wohl Eure Armee kleiden, rekrutieren und beritten machen können?

Dem sei nun wie ihm wolle; diese zwei Exempel beweisen genugsam, daß der Brand und die Handlungen der Inhumanität mehr durch die Minister und Generale des Königs von Schweden als

durch S. Königl. Majestät hervorgerufen worden sind.

8.

Wir haben auf das Beispiel, welches Euer Exzellenz von dem Ruin vieler Eurer Provinzen anführet, geantwortet. Wir können aber nicht begreifen, wie Sie wollen, daß wir uns mit dem Herrn Grafen Steinbock wegen Führung eines humanen Krieges nach dem Beispiel der Grausamkeit, welches er uns gegeben, vereinbaren sollen. Eine Grausamkeit, welche so vielen unschuldigen Leuten das Leben gekostet, selbst Frauen in Kindesnöten liegend und Kranken, welche nicht im Stande waren aus dem Bette zu gehen. Wie viel Kinder und Alte, so den wütenden Flammen entrissen, sind nicht in dem Schnee erbärmlich umgekommen, weil sie der rauhen Kälte nicht widerstehen konnten. Wie viel unglückliche Arme von unterschiedlichem Alter und Geschlecht, welche der Rauheit der Jahreszeit ausgesetzt sind, kommen nicht noch täglich von Kälte und Elend um. Sind das Beispiele der Humanität, welche der Herr Graf Steinbock uns nachzufolgen gibt? Wie können wir sie unsern Herrschern vortragen?

Wir haben den Brief gesehen, welchen der Graf Steinbock an den Herrn von Wibe geschrieben. Wir werden unser Anteil darüber aussetzen; aber er wisse, daß die Drohungen nichts über gerechte Personen und großmütige Herzen, wie solche am dänischen Hofe sind, vermögen.

9.

Wir schließen und sagen, daß Euer Exzellenz niemals die Verbrennung von Altona wird rechtfertigen können; aber sie (die Verbrennung) wird alles, was wir werden zu einer gerechten Rache deswegen unternehmen können, rechtfertigen. Und wenn unsere Durchlauchtigsten Herrscher nach Ihrer Humanität und Mäßigkeit gut finden, die Nachfolge eines so grausamen Beispiels noch aufzuschieben, wenigstens da sie nicht durch neue Grausamkeiten von gleicher Art dazu genötigt wurden; so sind wir doch versichert, daß Gott selbst die unerhörten Grausamkeiten, welche in Altona verübet worden, nicht werde ungestrafet lassen.

Wir sind

Euer Exzellenz etc.

Graf von Flemming.

Hamburg im Januar 1713.

J. Scholten.

Anmerkungen
zu dem Schreiben des General-Feldmarschalls von Flemming und des Generals von Scholten.

Ad. 1.

Man ist eben nicht um einen Richter bekümmert gewesen. Und hatte der Herr Graf Welling auf das Urteil der Feinde sich berufen wollen, so würden die Schweden ohne Zweifel ihre Sache verloren haben.

Ad. 2.

Es wird nicht bestritten, daß eine Ungleichheit zwischen Stade und Altona sei: jene ist mit schwachen Festungswerken versehen, diese hat gar keine. Allein was für eine Not hat erfordert, eine Stadt von so schlechter Befestigung zu verbrennen? Denn in Ermangelung einer Besatzung hätte sie sich doch auf Gnade und Ungnade ergeben müssen. Wahr ist es, es stehet einem jeden frei, die Art, welche zur Eroberung einer Stadt ihm am bequemsten dünket, nach Belieben zu wählen. Man behauptet, daß zwischen einer Bombardierung und einer Anzündung mit der Fackel gar kein Vergleich wäre, wenn die Bomben, anstatt des Einschlagens und Niederreißens, die Häuser notwendig in die Asche legen und die nichtbefestigten Magazin-Oerter durch Feuerballen oder glühende Kugeln und nicht durch Fackeln umumgänglich verbrannt werden müßten. Doch sind die in Stade eingeworfenen Bomben den Fackeln nicht so ungleich gewesen, indem der Feuerwerker sie mit einer neuen Erfindung und einer solchen brennenden Materie zu spicken gewußt, daß jede zersprungene Bombe wenigstens ein Dutzend Feuerballen geworfen, die so beschaffen gewesen, daß sie allenthalben hafteten aber nicht gelöscht werden konnten. Diese neue Manier, Städte unter dem Mantel einer Bombardierung zu verbrennen, hebet den Vergleich auf, welcher gegenteils zwischen einem unvermeidlichen Blutvergießen und einer mutwilligen Metzelei gemacht worden ist.

Ad. 3.

Daß Korn- und Provianthäuser in Altona und fast die ganze Stadt mit Proviant für die feindliche Armee und zwar in solcher Menge angefüllt gewesen, daß so viel Fuhren als zu ihrer Wegführung erforderlich aufzubringen unmöglich war, solches ist eine ganz unwidersprechliche Wahrheit. Die feindlichen Befehle, den Proviant noch zu vergrößern, welche der Graf Steinbock auffangen lassen, geben davon ein unverwerfliches Zeugnis. Alle, denen es bekannt ist, müssen gestehen, daß kein anderes Mittel sich gefunden, um dieselbe zu verderben als durch Verbrennung einer Stadt, deren Lage und Vorteile sie ganz bequem eigneten, um daraus einen Waffenplatz zu machen und daselbst so viel Magazine zu errichten, die da ausreichten, alle drei feindliche Armeen zu versorgen und den Krieg so lange zu unterhalten, als derselbe in Holstein geführt werden mußte. Dieses kann nun nicht mehr geschehen und man gestehet gerne, daß es der einzige Vorteil ist, den der Graf Steinbock davon gezogen; doch ist derselbe so ansehnlich, daß er das Unternehmen des Grafen zu rechtfertigen mehr als zureichend ist. Ob gedachter Herr General in seiner den Altonaischen Abgeordneten erteilten Antwort alle seine Ursachen zu eröffnen nötig gefunden habe, ist eine Sache, davon man keine Nachricht hat. Aber so viel ist ganz gewiß, daß es nur an diesen Abgeordneten gelegen, die erwähnten Magazine mit

einer mittelmäßigen Summe von 50 000 Rthl. zu lösen und zugleich ihre Stadt zu retten, welches sie gleichwohl nicht haben tun wollen.

Ad. 4.

Der Graf Welling hat es auch in seinem Briefe (vom 11. Januar 1713 an Flemming und Scholten) nicht verhehlet, daß, wenn in Stralsund und Wismar eingeworfene Feuerballen ihre Wirkung getan hätten, es an der Rechtfertigung des Brandes nicht ermangelt haben würde. Allein was der Kriegsbrauch zur Entschuldigung der unvermeidlichen Dinge immer beitragen mag, eben dasselbe macht die ohne die geringste Notwendigkeit geschehene Einäscherung der Stadt Stade nur desto abscheulicher. Diejenigen, welche ohne Vorurteil das Schicksal von Stade und Altona ansehen wollen, werden gestehen müssen, daß Stade mit wohlbedachtem Rat und Vorsatz in die Asche gelegt worden, nur um die armen Bürger und das Landvolk, so seine Habseligkeiten hineingeflüchtet, in die äußerste Armut zu stürzen, und daß hingegen der Brand in Altona nicht anders als wider Willen hat befohlen werden müssen, nachdem die Einwohner mit ungemeiner Hartnäckigkeit sich davon zu befreien selbst geweigert.

Ad. 5.

Der Unterschied zwischen denjenigen Exzessen, so ohne Befehl verübet werden und denjenigen, so auf ausdrücklichen Befehl geschehen, ist sehr wohl gegründet und was der Graf Steinbock darüber geredet (seine Rechtfertigung über den Brand von Altona) überaus vernünftig und billig. Es war aber damals nur die Frage von denjenigen, die der Soldat zuweilen hin und wieder verübet. Was hingegen die barbarischen Grausamkeiten angehet, welche durchgehends in einem ganzen Lande verübet werden und nicht anders als mit der gänzlichen Verwüstung einer ganzen Provinz endigen, wie es den Ländern Sr. Königl. Majestät von Schweden widerfahren, allwo Dänemarks und des Königs August Alliierte die Waffen geführet; so ist es wohl nicht wahrscheinlich, daß selbige ohne ausdrücklichen Befehl der Oberen sollte geschehen sein können. Oder man würde selbst notwendig gestehen müssen, daß bei ihren Armeen weder gute Ordnung noch Zucht sei. Die, so es nicht wissen, daß gedachte Alliierte vor der Narvischen Schlacht Grausamkeiten verübet haben, mögen nur diejenigen fragen, so an diesen Orten selbst gewesen, in welchem Zustande sie Ingermanland und Esthland gefunden vor der Ankunft Sr. Königl. Majestät von Schweden im Jahre 1700. Sie werden alle bestätigen, was man aus den damaligen Zeitungen gelesen, daß in der Umgegend von Narva über 15 deutsche Meilen die Stelle, wo ein Haus gestanden oder wo Menschen gewohnet, kaum zu erkennen gewesen. Und daß Se. Königliche Majestät von Schweden, da sie mit der Armee zum Entsatz der Festung Narva eileten, dieselbe, um sie gegen das ungestüme Wetter und den rauhen Winter zu schützen, nirgends unter Dach bringen können, sondern genötigt worden, das Kriegsvolk durch die Asche und Kohlen der verbrannten Wohnungen marschieren zu lassen. Man urteile nach der Billigkeit, ob dieses betrübte Anschauen eines sonst sehr schönen Landes Se. Königliche Majestät von Schweden weniger abscheulich vorkommen mögen als Sr. Königl. Majestät von Dänemark die jetzige Gestalt der Stadt Altona. Und ob es eben zu verwundern wäre, wenn Se. Königl. Majestät von Schweden, nachdem sie die Feinde verjaget, ihnen einigermaßen Gleiches mit Gleichem vergolten hätten durch die Verbrennung einiger schlechten Hütten in Rußland. Sofern es nun wahr ist, wie es wohl eine unwidersprechliche Wahrheit bleibet, daß die Anfänger der ersten Grausamkeiten die Verantwortung aller derjenigen, die nachgehends verübet worden, auf sich geladen haben; so ist auch der Altonaische Brand allerdings auf derjenigen Rechnung zu schreiben, welche bei dem Anfange eines unrechtmäßigen Krieges mehr dergleichen ausgeübet als man zur Rechtfertigung Sr. Königl. Majestät von Schweden bedürfte, wenn Se. Königl. Majestät deren Beispiel hätte folgen und alle die feindlichen Länder, die Ihre siegreichen Waffen durchdrungen, mit Feuer und Schwert hätte verheeren wollen: Und dieses nach dem Völkerrechte.

Ad. 6.

Alle Beispiele voriger Zeiten, die Bombardierung der Stadt Kopenhagen im Jahre 1700 und die Kontributionen, welche sämtliche Garans (Bürgen) der Altonaischen Traktaten in Holstein und der Grafschaft Oldenburg eintreiben lassen, zeigen zur Genüge, daß die Garans, nachdem die Notwendigkeit erfordert, daß sie, um die versprochene Garantie zu leisten, die Waffen ergreifen müssen, Feindseligkeiten zu verüben befugt seien und daß folglich der Name und die Beschaffenheit von Garant weder den hohen Ruhm S. Königl. Majestät von Schweden noch die ungemeine Mäßigung, welche sie auf Seeland verspüren lassen, im geringsten verkleinern mögen.

Ad. 7.

Was Sachsen anbetrifft, so würde das Interesse Sr. Königl. Majestät von Schweden, wenn sie nur dasselbe zu Rate ziehen wollen, nichts anderes erfordert haben, als selbiges Land zu Grunde zu richten, gleichwie es den schwedischen Ländern durch den König August und seinen Alliierten wiederfahren. Solches würde auch das einzige, sichere Mittel gewesen sein, um den neuen Bruch des Alt-Ranstädtischen und vielleicht zugleich des Travendahlischen Friedens zuvor zu kommen; allermaßen ein ganz zu Grunde gerichtetes Land dem König August nicht die Mittel hätte gewähren können, welche er gleichwohl daselbst gefunden, um den durch einen so feierlichen Traktat geendigten Krieg aufs neue wieder anzufangen.

Im übrigen wird es wohl mit den 23 Millionen, die aus Sachsen sollen gezogen sein, etwas ungenau gerechnet sein. Anbei ist dieses gewiß, daß wo Se. Königl. Majestät von Schweden daselbst große Summen erhoben, haben sie auch dieselben zum Vorteil der Einwohner im Lande herumgehen lassen, indem sie die schwedische Armee daselbst kleiden, ergänzen und wieder beritten machen lassen; alles für bare Zahlung. Eine angenehme Sache, davon Pommern und andere schwedische Länder, welche die feindliche Wut verheeret, nichts wissen, woselbst anstatt die Bekleidung und andere zur Lebensnotdurft und Bequemlichkeit nötige Dinge mit den aus dem Lande erhobenen Steuergeldern zu bezahlen, man sich vielmehr belieben lassen, von den Einwohnern zu nehmen, was sie gehabt, und sogar die Prediger nicht verschont, deren schwarze Priesterröcke die Nacktheit einiger Soldaten haben bedecken müssen. Dem sei aber wie ihm wolle, so sind gleichwohl beide, Sachsen und Seeland, Sr. Königl. Majestät von Schweden Milde und Mäßigkeit allein verpflichtet wegen der gütigen und großmütigen Manier, womit diese beiden Länder durch das Kriegsvolk Sr. Majestät behandelt worden, wie gegenteils selbst zugestanden wird: Gebe Gott, daß die Königl. schwedischen Minister und Generale Ursache hätten, ein Gleiches von den hohen Häuptern zu sagen, welche gegen Se. Königl. Majestät von Schweden verbunden sind.

Ad. 8.

Dies scheint nur deswegen angeführt zu sein, damit man die Wirkungen des Altonaischen Brandes und was die armen Einwohner gelitten haben mögen, desto besser zu vergrößern Gelegenheit hätte. Es ist erweislich, daß einige zusammengerottete Einwohner einige schwedische von den übrigen entfernte Soldaten übel hantieret und getötet haben. Dennoch aber hat der Graf Steinbock, ob er wohl dazu befugt gewesen, die übrigen solches nicht entgelten lassen, sondern vielmehr ausdrücklich und scharf verboten, den Einwohnern übel zu begegnen oder zu plündern. Und diesem ist gar genau nachgelobet worden. Sollten auch gleich einige etwas erlitten haben, so ist es wohl doch nicht möglich, in solcher Lage alle Zufälle zu verhüten. Meinet man, daß so viel tausend schwedische Unterthanen, die als Sklaven an die Ungläubigen verkauft und nunmehr in die entlegensten Oerter von Afrika und Asien zerstreuet worden oder auch unter den Plagen und dem ausgestandnen Jammer haben versterben müssen; meinet man, sage ich, daß diese weniger unglücklich sein als die armen Einwohner von Altona? Ach, wie glücklich sollten sich jene schätzen, wenn sie sich in einem solchen Zustande wie diese befinden möchten. Ist etwa der thränenwürdige Zustand des guten Pommerlandes weniger zu beklagen als der Altonaische? Meinet man, daß bei der Bombardierung und Verbrennung der Stadt Stade keine schwangeren Frauen, keine Wöchnerinnen, keine Kinder, keine alte Unvermögende, keine Kranken 2c. sich gefunden haben, da diese arme Stadt zum Uebermaß ihres Unglücks mit der abscheulichen Pestseuche eben heimgesuchet war. Wie viele Weiber und Kinder sind nicht durch die feindlichen Bomben und Kugeln getötet oder zu Krüppeln gemachet? Sind nicht die Kranken in den Pest- und Krankenhäusern von den ihnen zugeordneten Wärtern verlassen, weil der Hagel vom Bomben und Granaten sie von ihnen verjaget? Und sind nicht jene kranken erbarmungswürdigen Leute elendig ums Leben gekommen und lebendig verbrannt worden? Was für ein Abscheu muß es nicht gewesen sein, die Kirchen entweder in der Asche liegen oder von den Bomben zerschmettert, und die toten Körper, Arme und Beine, durch die Gewalt solcher Feuerwerke aus den Gräbern gerissen und auf die Straßen und Kirchhöfe zerstreuet liegen zu sehen?

Das jämmerliche Schreien und Heulen der elenden Leute, welches himmelan gestiegen, um Barmherzigkeit bei den Belagerern zu erwecken, hat man mit allen feindlichen Trompeten und Pauken kaum überstimmen können, welche zu dem Ende nur im feindlichen Lager sich insgesamt haben müssen hören lassen, damit Grausen oder Mitleiden ja bei niemanden erwecket werden möchte. Dieses sind zum wenigsten keine Beispiele von Humanität. Der Graf Steinbock hingegen weit entfernt von solchen Entschließungen, die unmenschlich heißen können, hat in diesem Falle bei Altona nicht anders denn mit dem allergrößten Leidwesen nur dasjenige getan, wozu ihn der Kriegsbrauch unumgänglich gedrungen. Nach alledem nun so sollte doch, den Krieg auf eine glimpflichere Art fortzusetzen nach dem Gedanken, die das Christentum einflößet, weit dienlicher und der hohen im Kriege gegen Schweden verwickelten Häuptern viel anständiger sein.

Es wird nun an Ihnen und Ihren Ministern und Generalen liegen, dieselbe einzuführen und derfalls gute Verfassung zu machen. Und dieses ist es eben, was der Graf Steinbock Sr. Königl. Majestät zu Dänemark Geheimen Rat von Wibe in seinem Schreiben vom 10. Januar empfohlen, in welchem gar keine Bedrohungen zu finden sind. Es erscheinet vielmehr daraus ein aufrichtiges Verlangen, das Uebel zu heben, womit die Abscheulichkeit eines grausamen Krieges die armen Unterthanen überhäufet.

Ad. 9.

Nach diesem allen bedarf der Altonaische Brand keiner Rechtfertigung mehr. Bei denen, welche durch ein Vorurteil gegen Schweden nicht eingenommen sind, rechtfertigt es sich selbst durch den Grundsatz allein, welchen der Herr Graf Flemming und der Herr General von Scholten selbst festzusetzen beliebten, daß nämlich die Urheber der ersten Grausamkeiten die Verantwortung aller nachfolgenden auf sich geladen haben. Und wie das Tun des Grafen Steinbock (inbezug auf die Verbrennung Altonas) der gegen S. K. M. von Schweden ver-

bundenen feindlichen Generalit"t gar keine Befugnis gibt, eine Rache durch neue Unmenschlichkeiten zu verüben, so wäre vielmehr zu wünschen, daß sie durch leutselige und großmütige Taten die Flecken, welche die in dem währenden Kriege in den schwedischen Ländern verübten Grausamkeiten dem Nachruhm der hohen Herrschaften anhängen könnten, auszuwaschen und auszulöschen belieben möchten.

Alsdann soll man in der Tat verspüren, daß, wenn der Krieg nicht mit einer uns Christen geziemenden Mäßigung und Humanität geführet würde, es gar nicht an der Schuld der Kgl. schwedischen Generalität liegen soll und daß der Graf Steinbock sich nicht minder werde verbunden achten den Beispielen von Leutseligkeit, die sie ihm zu geben gut finden werden, zu folgen, als er für dieses Mal nur durch die Notwendigkeit gezwungen worden, die Stadt Altona in die Asche legen zu lassen.

(Fortsetzung folgt.)



Napoleon-Erinnerungen in Pommern aufbewahrt.

Von K.

Am 1. Juni 1915 rundeten sich hundert Jahre seit Napoleons Flucht durch Genappe, woselbst sein Reisewagen preußischen Jägern in die Hände fiel. Nach Blüchers und Gneisenaus Berichten an Stein und Hardenberg war Napoleon bei Ankunft der Verfolger aus seinem Wagen geflüchtet und hatte sich ohne Degen und Hut zu Pferde gerettet. Diese Berichte sind freilich nicht ohne Widerspruch geblieben. Französische Geschichtsschreiber halten es für unmöglich, daß der fliehende Kaiser noch hinter seinen letzten Truppen zurückgeblieben sei in einem so kritischen Augenblick, der seine Person in Gefahr bringen konnte.

Der wertvolle Inhalt, welchen die Kutsche barg, gelangte in den Besitz der verfolgenden Offiziere und Mannschaften. Ueber den Verbleib eines Teiles der erbeuteten Gegenstände sind wir in der Lage, nachstehend zuverlässige Mitteilungen zu machen. Es handelt sich um sieben Stücke, die wir unseren Lesern nach einer Photographie im Bilde vorführen, nämlich um

1. einen Orden der Ehrenlegion. Auf einer Seite ist der kaiserliche Adler und die Umschrift houneur et patrie, auf der anderen das Bildnis Napoleons I und die Umschrift Napoleon emp des Francais, oberhalb eine goldene Krone mit kleinem Goldkreuz an der Spitze.

2. ein Paar waschlederne Handschuhe.

3. eine französische Hutkokarde.

4. einen großen silbernen Teller mit dem Lilienwappen. Am hinteren Rande des Tellers sind die Nummer 301 und drei kleine Stempel eingeprägt: ein Frauenkopf, ein Affe (darunter B) und ein Hahn.

5. einen silbernen Trinkbecher mit dem kaiserlichen Adler, auf der Unterseite die Nummer 152 und zwei kleine Stempel: ein Frauenkopf und ein Affe mit B.

6. ein Riechfläschchen von Kristallglas mit eingegrabenem N auf dem silbernen Deckelverschluß. 1

7. ein kleines silbernes Schreibzeug, aus drei zusammengeschraubten Abteilungen für Tinte, Streusand und Oblaten bestehend. Auf der Unterseite jedes Teiles sind die drei unter Nr. 4 angegebenen Fabrikzeichen angebracht.

Diese Originalstücke waren dem Oberleutnant in der Lützowschen Freischar Wilhelm Ribbeck zugefallen. Durch Erbschaft kamen sie im Jahre 1065 in den Besitz des pommerschen Pastors Kypke, Ribbecks Schwiegersohn, damals in dem gräflich Borckeschen Gutsdorfe Stargord bei Regenwalde in Pommern seßhaft, jetzt im Ruhestand zu Kolberg lebend. Im Jahre 1869 wurden die Trophäen dem kunstliebenden Kronprinzen Friedrich Wilhelm, nachmaligen Kaiser Friedrich III., als er gelegentlich seiner Truppenbesichtigungen in der Umgegend von Labes die gräflich Borckesche Familie in Stargord besuchte, vorgezeigt, durch den jungen Geistlichen erklärt und von dem hohen Herrn ausgesprochenermaßen mit besonderer Teilnahme in Augenschein genommen. Jetzt sind sie im Arbeitszimmer des Besitzers zwischen Glas und Rahmen angebracht,

neben Ribbecks drei Orden: dem eisernen Kreuz von 1813, dem russischen Annen-Orden und der Kriegs-Denkmünze am Allianzbande.

Ueber Ribbeck wird kurz berichtet:

Er wurde in Markgrafspieske, Provinz Brandenburg, als Sohn des dortigen Pfarrers am 11. März 1793 geboren. Seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt er auf dem Gymnasium zum Grauen Kloster in Berlin. Unterkommen hatte er bei seinem Oheim, dem Propst Ribbeck, gefunden. 1813 trat er in das Lützowsche Freikorps ein. Stawitzky berichtet in der Regimentsgeschichte S. 102: „Die Leutnants Klaatsch, Ribbeck, Schlesicke und Feldwebel Kettner, welche die vier Tirailleurzüge des Bataillons führten, waren unter den Ersten, welche in Genappe einrückten und unter denjenigen, welche über Genappe hinaus den Feind verfolgten.“ Im Walde von Chantet hatte er einen Streifschuß am Halse durch den Kragen seines Waffenrockes erhalten. Die Wunde blutete stark, hinderte ihn aber nicht, dem Kampfe bis zum Ende beizuwohnen. Der Kragen wird noch jetzt in der Familie aufbewahrt, ebenso Ribbecks Säbel, ein Geschenk seines Waffenbruders und Freundes Theodor Körner. Auf den Bericht des Bataillons-Kommandeurs, Major von Witzleben, wurde dem jungen Krieger das eiserne Kreuz verliehen. Im weiteren Verlauf des Krieges war Ribbeck bei der Belagerung der französischen Grenzfestungen Maubeuge, Marienbourg, Philippeville und Givet beteiligt. Am 27. Juni 1817 wurde er auf seinen Antrag mit einjährigem Halbsold und Vorbehalt der Dienstpflichtigkeit entlassen. Im bürgerlichen Leben war er als Beamter und als Förderer edler Künste hoch angesehen. Er starb am 27. Februar 1843 in Magdeburg als Königlicher Kreiskassenrendant. Das Ministerium und der Vorstand der Domkirche widmeten ihm einen ehrenvollen Nachruf.

Zu den sorgfältig gesammelten Beweisstücken für die Echtheit der Napoleon-Erinnerungen gehört auch Ribbecks Sonett an seine Braut, das folgenden Wortlaut hat:

An Napoleon.

Des Elefanten Zahn, er muß uns schmücken.
Das Walfischbein umspannet zarte Leiber.
Der Kröte Panzer kämmt das Haar der Weiber.
Des Tigers Haut gefällt den zagen Blicken.

So trinkt mein Liebchen heut auch mit Entzücken
Aus deinem Becher, großer Thronenräuber,
Und gravitätisch, ein gar schmucker Schreiber,
Braucht sie dein Tintfaß, Kunde mir zu schicken.

Dein Messer*) hat die Feder zugespitzt
Und deine Schere*) das Kuvert geschnitzt;
Mit deinen Wohlgerüchen ists bespritzt.

So war es stets. Wenn Sturm den Wald durchfliegt
Und tief der Eichen stolze Kronen biegt,
Wird Täubchen lustig auf dem Zweig gewiegt.

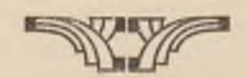
*) Messer und Schere sind nicht mehr vorhanden.

Verschiedene Auffassung.

Von **Richard Palleske**, Landeshut i. Schl.

Wie reizlos ist doch euer Pommerland!
Flach wie ein Brett, eintönig, nichts zum Prangen —
Wär' nicht der Ostsee blaues Ordensband,
So trüge niemand, es zu sehn, Verlangen. — —

Mag sein, mein Freund, daß wirklich „nicht viel dran“,
Und doch ist's schön! Du meinst, ich wolle scherzen?
Auf die Betrachtungsweise kommt es an:
Du siehst nur mit dem Aug', ich — mit dem Herzen!



Hans Hoffmann und wir Pommern.

Von Professor Dr. **C. Altenburg in Stettin.**

Was Ludwig Giesebrecht um die Mitte des vorigen Jahrhunderts Jahrzehnte hindurch und darüber hinaus unseren Vorfahren gewesen, das ist uns Hans Hoffmann. Beide Männer hatten ja schon in ihrer äußeren Erscheinung eine gewisse Aehnlichkeit: Ludwig Giesebrecht hieß im Schüler- und Volksmunde „Der lange Ludwig", in späteren Jahren kurzweg „Der Lange", und Hans Hoffmann hat ihn an Körpergröße vielleicht noch übertroffen. 1) Im übrigen aber scheinen auf den ersten Blick bei beiden Dichtern die Verschiedenheiten zu überwiegen. Muß ich doch gleich feststellen, daß ein unmittelbarer Einfluß des älteren, längst anerkannten Pommerndichters auf seinen Schüler von diesem selbst mit einer Art boshafter Offenheit geleugnet wird; H. Hoffmann nämlich schreibt von ihm: „Der deutsche Literaturunterricht in den höheren Klassen, an sich mein Lieblingsfach, war grenzenlos trocken und langweilig, obgleich — oder weil? — er von einem gedruckten und vielfach gepriesenen Dichter, Ludwig Giesebrecht, erteilt wurde, den ich als Menschen verehrte, als Lehrer nicht: er war freilich nahe an siebzig, also wie das mit Lehrern so geht, total abgerackert. Ich rächte mich dadurch, daß ich während seines Vortrags unter dem Tisch nicht nur Goethe, sondern auch Heine, Immermann und andere offiziell noch nicht erwähnenswerte Poeten las und zu einem nicht geringen Teile auswendig lernte. Vermöge des natürlichen Nachahmungstriebes und einer dem Primaner ebenso natürlichen Jugendeselei machte ich auch selbst ungeheuer viele Gedichte, die ihre Daseinsberechtigung darin fanden, daß sie mich selbst sehr glücklich machten, so lange bis ich sie erkannte und verbrannte. Andere Leute habe ich nie damit belästigt." Doch welche Gegensätze auch sonst! Ludwig Giesebrecht, der geborene Mecklenburger, wandert 1816 in Stettin ein und muß sich bei aller Stammesverwandtschaft in pommersche Art erst hineinleben. Bei dem gründlichen Studium der pommerschen Vergangenheit aber erwacht bald in ihm die Liebe zum pommerschen Volk und zur pommerschen Heimat, und der Forscher, seit 1829 Sekretär der 1824 begründeten Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde, wird bald ihr bester Deuter und Kenner, und daneben quellen aus dem Urgrund eines edlen, vollen Herzens seine gedankenvollen Lieder zum Preise pommerscher Art in Geschichte und Sage, pommerscher Leute und pommerscher Landschaft. Bei allem Reichtum des Giesebrechtschen Geistes ist der Grundzug seiner Dichtungen der in der Kraft religiösen, sittlichen und vaterländischen Empfindens wurzelnde Gedankenernst. Sagt er doch selbst einmal: „Studien in der Geschichte, in der Philosophie und in der antiken Poesie sind meines Ermessens dringendes Bedürfnis zur Bildung eines Poeten." Aber auch Giesebrechts im ganzen reflektierende Lyrik ist geboren aus dem Erleben einer großen Dichterseele, die mit immer wachsender Liebe und Treue an der neuen Heimat hängt.

Hans Hoffmann, der geborene Stettiner, ist von vornherein durch die festesten Bande mit seiner Heimat verknüpft. Doch als der 24jährige Philologe mit seinem Lebensberuf Schiffbruch erleidet und Rom, Athen und Troja gesehen hat, da kommt der junge Dichter wiederholt in Gefahr, an südländischer Schönheit sich zu berauschen und der nordischen Heimat zu vergessen. In seines Herzens Ueberdrang schafft er die von der Sonne des Südens durchglühten Novellen „Unter blauem Himmel", „Bozener Märchen", „Im Lande der Phäaken", Neue Korfugeschichten" und preist in jubelnder Lebensfreude und mit heiterem Humor, was ihm auf Capri und Korfu oder sonstwo im Süden das Herz so wunderbar geweitet und seine Lebenslust gehoben hat. Wie sehr schon die ersten Erlebnisse unter südlichem Himmel sein Herz ergriffen haben, zeigen einige schlichte Sätze an die Eltern (a. a. O.): „Ganz wunderbar war die Seefahrt (nach Messina), die ich gestern ½6 Uhr antrat. Erst die herrliche Ausfahrt, dann der Sonnenuntergang, dann der Mondschein, und endlich die köstliche,

1) Auf eine andere körperliche Eigenschaft weist er selbst in einem Brief an seine Eltern vom Jahre 1873 hin: „Wie dankbar bin ich der Natur, daß sie mich so überaus mager erschaffen hat," und an anderer Stelle: „Abermals hatte ich Gelegenheit, meine Magerkeit zu segnen." Vgl. Hans Hoffmanns Briefe aus Sizilien vom Juli 1873, aus der Urschrift herausgegeben von G. Eskuche, Jahresbericht des Stadtgymnasiums in Stettin 1910.

kühle, weiche, feuchte Luft, die so frisch war, daß man bis Messina in den Strahlen der Mittagssonne saß, ohne ein anderes Gefühl als das der äußersten Behaglichkeit zu empfinden." Was Hans Hoffmann im Eingangsverse eines seiner Gedichte sagt: „Von Duft und Licht und Schönheit heilig trunken", das durchlebt er mehr als einmal im Süden, und doch vermag ihn die südländische Zauberwelt nicht dauernd in ihren Bann zu schlagen, nein, gerade dort erwachen die Erinnerungen an Geschichte und Natur seiner nordischen Heimat wieder in seiner Seele, dort gibt ihnen der Dichter neues Leben, dort wird, so darf man wohl sagen, der pommersche Heimatdichter geboren. Sein Aufenthalt in Pommern ist nach der Rückkehr aus dem Süden nur noch vorübergehend, einmal während neuer, mißglückter Versuche im Lehrerberuf in Stolp, und dann nur vereinzelt in seiner Vaterstadt, wenn er die lieben Eltern aufsucht, oder wenn er den deutschen Philologentag in Stettin (1880) mit seiner Gegenwart beehrt, oder als ehemaliger Schüler und gepriesener Festdichter das 350jährige Jubelfest des Marienstiftsgymnasiums (1894) mitfeiert, oder bei schlichter Vorlesung seiner Ostseemärchen alte und neue Freunde um sich schart, wo auch ich ihn einige Jahre vor seinem Tode sehen und hören konnte. Seine Lebensarbeit vollbringt Hans Hoffmann fortan außerhalb seiner Heimat, aber der Dichter und Erzähler weiß sich im Heimatlichen auf ureigenstem Gebiet, dort ruhen die starken Wurzeln seiner Kraft, sein Wesen hat er so tief erfaßt, wie kaum ein anderer. Man darf es daher wohl als eine glückliche Fügung ansehen, daß dieser Dichter in der Fremde in größerem Lebens- und Berufskreise in Berlin, Wernigerode und vor allem in Weimar hat wirken können; so haben seine Dichtungen pommersche Art weit über ihre Grenzen hinaus gekündet und der großen Welt gezeigt, wie es H. Hoffman selbst einmal ausdrückt (in der Novelle „Der Dialektforscher"): „Pommern ist besser als sein Ruf, das Land sowohl wie die Leute." Ohne Zweifel ragt in dieser Beziehung H. Hoffmann weit hinaus über den älteren Ludwig Giesebrecht, doch in der Liebe zur Heimat sind beide gleich stark.

Wird aber auch dem Dichter des Pommernlandes von seinen Landsleuten seine Liebe erwidert? Man hat es manchmal bestritten, und es will mir scheinen, als ob H. Hoffmanns Dichtungen in seiner Heimat auch heute noch nicht genug gelesen und gewürdigt werden. Nun, wenn je etwas eine Kenntnis H. Hoffmanns anbahnen und die Beschäftigung mit seinen Werken vermitteln kann, dann sind es die Aufsätze und Skizzen, die nunmehr in einer stattlichen Sammlung unter dem Titel „Länder und Leute" 1) jedermann zugänglich sind. Was der Dichter in großen Zeitschriften von Zeit zu Zeit einzeln herausgegeben hatte, das wollte er selbst noch unter gemeinsamem Titel zusammenfassen; doch sein früher Tod zerstörte ihm auch diesen schönen Plan (1909). Um so mehr Dank gebührt C. Schüddekopf, dem Weimarer Freunde H. Hoffmanns, der des Dichters unvollendeten Plan ausgeführt hat, wie er schon 1910 aus dem Nachlaß des Freundes eine Anzahl Erzählungen unter dem Titel „Das Sonnenland und neun andere Erzählungen" 2) herausgegeben hatte. Zwar besitzen wir in der Arbeit von Ladendorf eine Biographie unseres Dichters, nicht schlechter und nicht besser, als sie bei einem ersten Versuch werden kann, aber dieser neue Hans Hoffmann bietet uns, wenn auch keine abgeschlossene Lebensgeschichte, so doch viel mehr: in stets fesselnder Darstellung seine eigene Entwicklung in bedeutsamen Abschnitten seines Lebens, insonderheit seiner Jugend, Reiseerlebnisse und -erfahrungen in Heimat und Fremde, Würdigungen befreundeter Dichter und anderer großer Männer (Bismarck). Auf froher Wanderung, auf weiter Fahrt nach dem Süden und dem Norden begleiten wir, um mit Schüddekopf zu reden, den elastischen Wanderer, den fröhlichen Erzähler und den überlegenen Menschenkenner.

Hans Hoffmanns Heimatdichtung hat einmal die pommersche Geschichte, sodann die pommersche Landschaft und seine Bewohner zum Gegenstand. Wie er aber als Stadtkind in Vaterhaus und Vaterstadt aufwuchs und schon früh über das Weichbild der Festung Stettin hinaus in Landschaft und Kleinstadt, an Haff und Ostsee Umschau halten konnte, wie er der orts- und heimatskundige Kenner Pommerns wurde, der dann manchmal über heimische Rückständigkeit und Unart schalkhaft spottet, während er doch mit heißer Liebe an seinem Pommernlande hängt, das zeigt sein mit köstlicher Selbstironie gewürzter Aufsatz „Aus jungen Tagen." Er verfaßte ihn im Jubeljahr seines 60. Geburtstages (1908), und er war den Freunden des Dichters aus der Veröffentlichung im „Eckart" wohl bekannt. Nun aber liegt er in ursprünglicher Vollständigkeit vor, wie ihn C. Schüddekopf aus der Handschrift ergänzt hat. Gerade diese Zusätze enthalten wertvolle Züge und Kleinbilder aus Stettin und dem übrigen Pommern. Hier charakterisiert Hoffmann seine Heimat mit folgenden Strichen: „In der Poesie und sonstiger schönen Künste Pflege und Verständnis — die Musik leider ausgenommen — haben wir's freilich im allgemeinen noch nicht sehr weit gebracht; dafür wird vortrefflich gekocht und willig gegessen, beinahe so gut wie im nachbarlichen Mecklenburg. An Volkssagen und Märchen, die frisch von Seeluft durchweht sind, ist Pommern reich genug, und ein gesunder, in strammer Derbheit und kraftvoller Bildlichkeit echt niederdeutscher Humor ist überall, besonders auch bei Schiffern und Fischern zu Hause." Mit einer gewissen Wehmut lesen wir die treffliche Schilderung jenes

1) München 1914, bei Georg Müller.

2) Ebenda.



Napoleon=Erinnerungen.

„ganz besonderen, freundlich abgelegenen Winkels, der pastoralen, fast ländlichen Idylle“ an der Peter-Paulskirche, der Geburtsstätte des Dichters; denn in Hoffmanns Kindheit bildete er noch „einen fast abgeschlossenen, unbelauschten Bezirk, wie ein Kinderparadies“, heute aber ist auch von diesem Alt-Stettiner Idyll nichts mehr vorhanden. Was Hoffmann über die reizvolle Lage und Umgebung Stettins ausführt, verrät ein überaus gesundes Urteil und einen feinen Blick für das herrliche Panorama unseres Odertals; mögen vielen aus der Fremde zugewanderten Stettinern, die immer noch unempfänglich für diese Schönheiten sind, durch Hoffmanns Schilderungen die Augen geöffnet werden! Für den Kenner aber ist es eine wahre Freude, in ihnen gewissermaßen die Rohstoffe zu manchen herrlichen, begeisterten Darstellungen in Hoffmanns Dichtungen zu finden; ich erinnere nur für die oben angeführte allgemeine Charakteristik Pommerns an sein bekanntes Gedicht „Pommerland“, für die letzten Schilderungen aber an Stellen in dem Roman „Wider den Kurfürsten“ in der Novelle „Tauwind“ der Sammlung „Von Frühling zu Frühling“ u. a. Wie die Oertlichkeiten, so sind auch Hoffmanns Erlebnisse der Jugend von eigenartigstem Reiz, und wir können es nach seiner köstlichen Darstellung wohl verstehen, wenn er bekennt: „Eine glücklichere Kindheit ist wohl nicht leicht einem Menschen beschert worden als mir.“ Müssen wir auch in seine Klage über die Beseitigung der alten, idyllischen Stadtwinkel miteinstimmen, seine eigenen Erinnerungen und die aus diesen geschöpften Schilderungen in seinen Erzählungen bieten uns einen unvergleichlichen Ersatz.

Warum Hans Hoffmann mit so sichtlichem Behagen gerade pommersches Küsten- und Seeleben darstellt, das wird uns klar durch seine Reisen, die er in frühester Kindheit an die Ostsee und nach Ueckermünde machen durfte „dem unsäglich kleinen Haff- und Hafenstädtchen, wo meine Großmutter mütterlicherseits, eines Schiffskapitäns ziemlich wohlhabende Witwe, am Bollwerk ein Haus besaß, das, erstaunlich einfach, für uns Kinder aller Wunder Fülle in sich schloß. Vor allem einen Kuhstall und einen Heuboden. Auch ein Schwein gab es; leider jedoch verbot uns eine barbarische Haussitte das Zusehen beim Schlachten. Und es wär' so schön gewesen . . . Die Landschaft von Ueckermünde kann ich jetzt wohl ohne Uebertreibung als ein wahres Musterstück von Reizlosigkeit bezeichnen — aber was haben wir Kinder alles in diese Jammernatur hineingelebt! Noch jetzt werde ich warm in der Erinnerung.“ Ja das wissen wir aus den Hoffmannschen Novellen, die zu den gelungensten gehören, die er geschaffen, „Tante Fritzchen“ und „Von Haff und Hafen“. Da können wir wieder gleichzeitig einen Blick tun in das Erlebnis des Dichters und seine Dichtung, wir erleben gewissermaßen mit, wie seine Gestalten aus Wirklichkeit und Phantasie geboren werden.

Für den Forscher ist es eine reizvolle Aufgabe, diesen Wechselbeziehungen nachzugehen; noch kürzlich konnte ich an Ort und Stelle ihnen nachspüren und mir ein lebendiges Bild von Hoffmanns goldenen Jugendtagen im Geiste nachschaffen.

„Doch auch die Ostsee lernte ich sehr früh kennen. Jedes zweite oder dritte Jahr ging die Familie ins Bad nach Heringsdorf, das damals zum Glück noch ein sehr bescheiden-idyllisches Stranddorf war, das von dem jetzigen Glanz und Greuel noch nichts ahnte, dafür aber seine hohen und feinen Naturschönheiten viel reiner zur Geltung brachte,“ fährt unser Dichter in seinem Selbstbericht fort und berührt damit den Teil Pommerns, dem er das Schönste seiner Poesie gewidmet hat. Denn darüber besteht heute kein Zweifel, Hoffmann hat das pommersche Meer, seine Dünen und Küsten zwar nicht erst für die Poesie entdeckt, wohl aber sie am vielseitigsten geschildert und am schönsten besungen. Kann er doch von sich sagen:

„Ich aber liebe dich, mein Ostseestrand,
Wie deine Woge singt so wild und weich,
Und — mein Geheimnis, wen'gen nur bekannt —
Der wilden Dünen rätselhaftes Reich.“

Ja er liebt sein pommersches Meer auch im Winter, wie seine Skizze „Am Ostseestrand im Winter“ beweist, die unten vollständig zum Abdruck kommt. Gerade sie ist ein Musterbeispiel für die oben von mir aufgestellte Behauptung, daß wir in Hoffmanns in dem neuen Buche vorliegenden „Reisebildern und Erinnerungen“ die Vorarbeiten und die Rohstoffe zahlreicher seiner Dichtungen haben. Man vergleiche nur, wie er in der Novelle „Meeresstimmen“, (der Sammlung „Von Frühling zu Frühling“) den Eisbruch auf der Ostsee schildert! Ein ähnliches Verhältnis besteht zwischen der Skizze „Die kurische Nehrung“ und dem historischen Roman „Landsturm“, dessen Handlung sich dort 1812 abspielt. Aber auch so manche Schilderung in Hoffmanns einzigartigen „Ostseemärchen“, in anderen Novellen wie „Der Teufel vom Sande“, „Sonnenwende“ (der Sammlung „Von Frühling zu Frühling“) u. a. und in den „Dünenbildern“ (in seiner Gedichtsammlung „Vom Lebenswege“) hat ihren Stoff oder Stimmungsgehalt aus seinen Selbsterlebnissen erhalten.

Nicht anders steht es mit den Menschen; auch für sie liefern Hoffmanns „Reisebilder und Erinnerungen“ reiche Ausbeute. Wie sehr er es liebt, das pommersche Volk gerade in typischen Vertretern aus Geschichte und Gegenwart darzustellen, habe ich an anderer Stelle bereits nachgewiesen. 1) Der Dichter aber kommt uns auch selbst bei diesem Bemühen zu Hilfe und gibt uns Aufschluß einmal über das

---

1) O. Altenburg, Pommersche Volkstypen in der Dichtung. Abhandlung im Jahresbericht des Stadtgymnasiums zu Stettin 1912.

Dichten überhaupt in der humordurchwürzten Betrachtung „Mit sechzig Jahren. Zum 27. Juli 1908" (sie erschien s. Z. in der Ostseezeitung in Stettin), wo er sagt: „Das Dichten ist ja eine so unheimlich leichte Sache, wie die ungezählten Scharen der Gräfinnen, Weichensteller, abgedankten Offiziere, Volksschullehrer, Baronessen, Schutzleute, Universitätsprofessoren, Schneidergesellen, ja sogar Juristen beweisen, die aus diesem Berufe zum mindesten im Nebenamt einen erfreulichen Lebensunterhalt gewinnen", und dann Faulheit als die höchste Tugend des Dichters preist. „Träumen soll er, träumen und wieder träumen, wenn er sich wenigstens nicht damit begnügen will, ein wohlbelobter Strumpfwirker in Sprachstoff zu sein. Nur bei so gesegneter Riesenfaulheit kann sich die Masse der ihn übersprudelnden Eindrücke . . . im stillen Kämmerlein des Unbewußten heimlich setzen und klären . . . und künftige Phantasiebilder vorbereiten."

Den tiefsten Einblick in seine eigene Dichterwerkstatt aber gewährt uns Hans Hoffmann in seiner Skizze „Meine Stoffe und Modelle". Da sehen wir an wenigen, treffenden Beispielen, wie scheinbar unbedeutende Berichte einer Chronik, oder kleinste Selbsterlebnisse den Urstoff (oder die „Keimzelle") einer Dichtung hergegeben haben, der sich oft wunderbar durch Verschmelzung mit anderen erweiterte. Mit geradezu verblüffender Offenheit entfaltet Hoffmann hier einige Seiten seines Dichtergeistes.

So wirft der neue Hans Hoffmann eine Fülle von Licht auf sein Leben, seine Persönlichkeit und seine Dichtungen. Möge es sich über weite Kreise unseres Pommernlandes verbreiten und neue Liebesglut für den Dichter und seine Heimat entzünden!

Denn es bleibt wahr, was Walter Baetke von Hans Hoffmann im Hinblick auf seine Heimat sang:

„Er hat in deinem Angesicht
Sein Lebtag sich nicht satt gelesen,
Und keine Falte, die ihm nicht
Vertraut und herzlich lieb gewesen.
Aus deinen herben Zügen ist
Ihm höchste Schönheit aufgegangen.
Wir haben erst, wie schön du bist,
Durch ihn zu sehen angefangen."



Am Ostseestrand im Winter (1887).

Von **Hans Hoffmann**

„Immer noch nach Swinemünde?" fragte der Schaffner in Pasewalk, in Jaßnick und zu allerletzt noch einmal in Ducherow. Der schalkhafte Mann wußte, warum er seine Frage mit dem Nebenton leiser, mitleidsvoller Warnung so oft wiederholt auf der Strecke von Ducherow bis Swinemünde feiert die moderne Eisenbahntechnik tägliche Triumphe, für sie selbst ebenso rühmlich als für das Gemüt des unvorbereiteten Reisenden tief bedrohlich, indem sie durch irgendwelche geheimnisvolle Hilfsmittel eine Langsamkeit der Bewegung möglich zu machen weiß, welche geradezu etwas Spukhaftes an sich hat; eine wahre Massenproduktion von Trägheit, ein souveräner Hohn auf alle landläufigen Vorstellungen von Ortsveränderung, eine absolute Negation von Zeit und Raum, eine radikale Aufhebung der natürlichen Wirkung der Dampfkraft, vielleicht nur der vor einigen Jahren versuchten — leider noch nicht durchgeführten — Aufhebung der Schwerkraft vergleichbar.

Die verwirrenden Eindrücke dieses klappernden Stillstehens durch ungemessene Zeiträume bereiten in glücklicher Fürsorge das menschliche Gemüt auf ein weiteres Wunder vor, dessen Anblick in Swinemünde selbst seiner harrt: das sonst so herzhaft unansehnliche Hafenstädtchen strahlte — noch um die mitternächtige Stunde — in schönster und vollständigster elektrischer Beleuchtung. Stolz und prächtig schaukeln die elektrischen Lampen an langen Ketten über allen Straßen und scheinen dem beschämten Residenzler mit spöttischem Glanz zuzurufen: „Seht, wir Wilden sind doch bessere Menschen!"

Andere diesem Lichtphänomen gleichwertige Symptome einer ungewöhnlich hohen Kulturstufe

vermochte ich dagegen in Swinemünde auch jetzt nicht zu entdecken.

Die Szene war gegen den Sommer nicht wesentlich verändert, nur das Treiben am Hafen beträchtlich herabgestimmt, die zahlreichen Schiffe lagen meist abgetakelt und schläfrig im Eise, doch befand sich auch eine Anzahl großer Dampfer in voller Löscharbeit und bezeugte, daß der Seeverkehr trotz des scharfen Frostes nicht völlig eingestellt ist. Die Dampffähre gondelte munter wie in der Badezeit zwischen beiden Ufern hin und her; die Swine war außer in den abgeschlossenen Ausbuchtungen eisfrei. Die Kiefernwaldungen drüben kümmern sich auch nicht viel um die Jahreszeit, kurz, es ist von keiner besonderen Sehenswürdigkeit zu vermelden. Man friert, während man im Sommer schwitzt, das ist im ganzen die auffallendste Wandlung der Verhältnisse Dahingegen hatte zum Glück die Ostsee selbst für eine wirksame Novität gesorgt: sie hatte Eis. Es war ein fremdartig überraschender Anblick für mich, als ich beim König-Wilhelms-Bade von der Düne zum Strande niedersteigend plötzlich wider meine Erwartung eine mächtige, unabsehbare Eisfläche vor mir sah. Die wilde Ostsee lag augenscheinlich vom Frost gebändigt in starrer Ohnmacht zu meinen Füßen; ich hatte es ihr nicht zugetraut, daß ihr so etwas passieren könnte; und ich war ordentlich stolz darauf, als hätte ich zu ihrer Unterjochung etwas beigetragen. Jedenfalls war es ein Schauspiel, das ich noch nicht gesehen hatte, ein regelrecht zugefrorenes wirkliches Meer in seiner ganzen uferlosen Weite des Ausblicks, ein Schauspiel von vollwirkender Großartigkeit. Es war freilich kein sauber glänzender, untadeliger Spiegel, wie ihn unsere wackern Havelseen in guten Wintern erzeugen, sondern bei genauerem Zusehen ein buntscheckiges, holpriges Flickwerk, ein unruhiges Schollengeschiebe, aber es war doch Eis, eine zusammenhängende, feste Decke, und gerade die Menge hervortretender Punkte, an denen das Auge messend haften kann, ließ dieselbe recht in voll gedehnter Breite erscheinen. Und gleichwie der Krieger in Zivil zuweilen bei passender Gelegenheit mit der Rechten zuckend nach der leeren Schwertseite greift, so tastet der winterliche Fußwanderer wohl träumend nach einem imaginären Paar Halifax — o ja, welch eine unvergleichliche Wonne müßte das sein, so auf soliden Schlittschuhen über die freie, schweigende Ostsee hinausfliegen, um den Kreidefelsen von Stubbenkammer, dem Vorgebirge von Arkona vorbei geradewegs nach Kopenhagen oder nach Schweden hinüber! Es soll ja in einem besseren Jahrhundert schon dagewesen sein, daß man auf Schlitten von der pommerschen zur schwedischen Küste hinüberfuhr, warum sollte es in unserem Säkulum undenkbar sein? Ich wenigstens habe dieses nie für völlig entartet halten mögen, trotz aller Sünden der alternden Kulturmenschheit.

Und doch war's diesmal eitel Illusion. Die schöne Eisdecke, die da mit so sicherem Anstande vor mir ausgebreitet lag, war kaum etwas viel Besseres als eine optische Täuschung.

Was zuerst stutzig machte, war ein auffallend starkes Rauschen wie bei lebhaftem Wellenschlage, jedoch von einer besonderen und ungewohnten Klangfarbe, mehr ein potenziertes Knirschen und Rascheln; man hörte deutlich, daß es nicht dumpf unter der Eisdecke hervordrang, sondern direkt von dieser selbst ausging. Doch erst wenn man dicht am Ufer stillsteht und aufmerksamer hinblickt, bemerkt man, daß die ganze Eismasse sich in leiser Bewegung befindet, sich in langen, schweren Wellen hebt und senkt wie ein dickflüssiger Brei. Die letzten kleinen Brandungswellen spritzen dabei fortwährend einen lockeren Eisgrus auf den Sand und haben so einen längs des ganzen Strandes endlos hinlaufenden Schneewall aufgehäuft, der aussieht, als wäre der Wellenschaum selbst unmittelbar zu Eis erstarrt. Betrachtet man dieses Schaumeis ganz aus der Nähe, so unterscheidet es sich wesentlich nur durch die gröbere Textur von den echten Schneeflocken des Himmels.

Das ungefähr war der Anblick der winterlichen Ostsee, wie sie sich mir während der Morgenwanderung nach Heringsdorf darstellte. Erst dort konnte ich von der Aussichtshöhe des Kulms feststellen, daß auch die endlose Ausdehnung des Eises eine Augentäuschung gewesen, da in Wahrheit nur ein mäßig breiter Streif längs der Küste mit jener zweifelhaften Schollendecke belegt war. Ich sah auch von derselben Höhe aus, wie ein Fischerboot sich durch das Geschiebe hindurcharbeitete, schwer und mühsam allerdings, aber die Leute waren doch ersichtlich in der Lage, die Ruder regelrecht zu benutzen und in das schlaffe Eis einzutauchen als in einen zähen Brei. Und später flog das Boot lustig über das offene Wasser dahin. Außer diesem einen kleinen Fahrzeug entdeckte ich während des ganzen Tages kein Segel und keine Dampfsäule am weiten Horizont. Das Meer ist verödet wie das Land.

Das Schauspiel, welches der winterliche Strand selber bietet, ist ein ödes und trostloses. Keiner menschlichen Seele begegnete ich auf der langen Strecke; die Fischerboote von Ahlbeck lagen tatlos und verdrossen im festgefrorenen Sande, und ganz trübselig nahmen sich die schwarzen Skelette der Badeanstalten aus. Nur Schwärme von Krähen hocken im Sande und auf dem Eise, aber das sind ungemütliche Vögel, die von vornherein an Herbst, Sturm, Vergänglichkeit und Verwesung erinnern.

Man ist so sehr gewöhnt, dies Gestade von fröhlichem und dauernd festlichem Menschenleben überwimmelt zu sehen, daß nun die ruhende Einsamkeit der Natur als Oede und unbehagliche Verlassenheit erscheint.

Auch Ahlbeck und Heringsdorf machten kein freundliches Gesicht. Ich war vor Jahren einmal nach Schluß der Badezeit dort gewesen und hatte mich entzückt an der friedlichen Heimlichkeit der stillen Dörfer, an der wunderbaren, fast weihevollen

Stimmung der sich selbst zurückgegebenen Natur: aber das war im Oktober, wo die Bäume noch im freudigen Schmuck des bunten Herbstlaubes rauschten, das Leben des Waldes noch das lärmvolle Treiben der entflohenen Sommergäste überdauerte, die goldene Spätsonne noch warm und wohlig darüber schien und dem schweigsamen Bilde Licht und heitere Farbe gab. Und damals war wirklich Ruhe im Lande; die verschlossenen Häuser und Gärten schienen sich in behaglich schweigender Beschaulichkeit von dem Geschwirre und Geplapper der wilden Sommertage sanftmütig zu erholen.

Das war jetzt alles ganz anders. Kein Leben und doch keine rechte Ruhe, Verödung und doch keine Einsamkeit. Schon ehe ich vom Strande heraufstieg, dröhnte mir unruhiges Hämmern und Klappern entgegen, und ein breiter, vielfenstriger Kasten, der sich alsbald auf der Düne neben dem Kurhause im Rohbau präsentierte, verriet mir die Ursache. Und so zeigt sich auch im Innern des Ortes eine hastige Bautätigkeit mit all ihrem Wirrwarr und ihrem Unbehagen. Man hat die stolze Schöne der Sommermonate bei ihrer Toilette überrascht: und das tut wunderselten gut. Es geht hier eben umgekehrt wie in den Großstädten: gerade wenn in diesen die Bauzeit aufhört, fängt sie hier an; trotz aller Ungunst der Witterung müssen die Wintermonate benutzt werden, mit dem ersten Frühling muß alles wieder im vollen Wichs dastehen, muß aller Bauschutt und Kalkgeruch verschwunden sein. So mischt sich denn der Eindruck der Menschenverlassenheit höchst sonderbar und unerquicklich mit dem eines unruhigen Werktreibens; Heringsdorf gleicht fast einer kalifornischen Stadt, die sich nach Erschöpfung einer Goldmine plötzlich entleert hat und sich nach Entdeckung einer neuen eben wieder zu füllen beginnt.

Etwas Kalifornisches hat ja auch das ganze Aussehen und die Bauart der Häuser und Villen an sich. Im Sommer, wenn das lustige Grün alles überkleidet und freundlich vermittelt, pflegt man für dergleichen Dinge mildere oder auch gar keine Augen zu haben, jetzt aber drängt es sich auf; es ist meist ein recht unsolides Wesen, was sich da breit macht, eine schäbige Eleganz, ein Geprotze aufgeputzter Hütten, ein gedankenloses Säulengeflunker, selten einmal ein ruhig schönes und anständiges Landhaus, das sich hier auf der Düne unter dem schlichten Buchenlaub zu Hause fühlen kann. Dafür ist Heringsdorf ja auch einer Aktiengesellschaft zugehörig, welche es für ihre Pflicht hält, das geehrte Publikum aller Ecken und Enden an ihre Existenz zu erinnern:

> Da steht im Wald geschrieben
> Ein stilles ernstes Wort —

nämlich alle paar hundert Schritt stattliche Holztafeln mit der stimmungsvollen Mahnung: „Kuranlagen. Dem Schutze des Publikums empfohlen. Akt.-Ges. Seebad Heringsdorf.“ O Poesie jungfräulicher Waldeinsamkeit! Ach ja, wer das alte Heringsdorf gekannt hat, mag wohl erstaunen, mit wie sicherem Besen eine Aktiengesellschaft aus dem lieblichsten Erdenwinkel die Poesie auszufegen versteht. Und wenn noch wenigstens ein wirklich vornehmes Weltbald dabei herausgekommen wäre! Aber — kurzum, die Winterstimmung eines Seebades ist eine verdrießliche und nörglige.

Denn freilich, auch die landschaftlichen Reize kommen nicht zu ihrem Recht, denn was ist das köstliche Juwel der norddeutschen Landschaft, unser Buchenwald, ohne seine Blätter? Der Blick in die Ferne, über das Meer und hinüber zu den schönen Bergen von Misdroy, behält zwar immer seine Pracht, aber er gleicht nun doch einem wohlkomponierten Gemälde, in welchem eine drübergefahrene Pfuscherhand den Vordergrund versumpft hat. Und gerade der Vordergrund verleiht manchen Heringsdorfer Aussichten einen so einzigen und eigenartigen Reiz.

Also nur noch einen Scheideblick vom Kulm-Himmel — wie ist dieser einst so anmutig stille Waldgipfel von dem herandrängenden Privatbesitz („Zutritt verboten“) eingeschnürt worden! — auf die gefrorene See und dann zurück nach Swinemünde, diesmal der größeren Eile halber auf der Chaussee; der Magen fängt an, ein Wörtchen mitzureden. Denn alles, was Hotel und Kurhaus und Weinstube und Gesellschaftshaus heißt, zeigt schnöde verrammelte Türen und nur die niederen Pforten der schlichten Materialisten öffnen sich allenfalls mit durststillender Gastlichkeit.

Nachmittags machte ich der See noch einen zweiten Besuch auf der Westmole. Und siehe da, in den wenigen Stunden hatte ein wahrhaft verblüffender Szenenwechsel stattgefunden. Die ganze mächtige Eisfläche, welche noch eben meine Augen so lebhaft beschäftigt hatte, war spurlos verschwunden, weggeblasen wie loser Schaum, und wo sie gewesen, da stürzten und überstürzten sich wilde, prächtige, weißmähnige Wellen dumpfbrausend mit dem echten, offenen Brausen des freien Meeres in rasender Eile an den Strand. Die Eismassen aber, welche ihn zuvor umgürtet, lagen teils zerrieben und zermahlen, teils aufgetürmt und ineinandergeschoben im Sande, und die Schollen erwiesen sich durchweg als ein armseliger bröckliger und matschiger Plunder, kaum noch von der Konsistenz eines gediegenen Konditoreises.

Der alte Meergott braucht nur in aller Gemütsruhe ein wenig die weißen Locken zu schütteln, um all die mühselige Kristallarbeit der gewerbfleißigen Wintergnomen vom Nacken zu schütteln. Ein harmloses Halsband mag er wohl einmal eine Weile dulden, er hütet sich aber wohl, es zur Fessel werden zu lassen.

Mit dem Eislauf nach Schweden war es wirklich nichts.

Die Liebelose.

Erzählung aus der pommerschen Herzogszeit von **Otto Droß.**

(Fortsetzung.)

Nachdem von allen das Gegenteil versichert war, fuhr der Sprecher fort: „Nun fragt mich Herr Jakzo soeben, aus welchem Grunde ich den alten Murrkopf überhaupt mit einer Einladung bedacht habe. Das ist nun eine Frage, ihr Herren, die euch alle in gleicher Weise angeht und die ich deshalb vor euch allen beantworten will. Es ist mir bekannt, daß Herr Dubnitz gern Gelegenheit nimmt, seine dem Vaterlande feindlichen und verderblichen Ansichten zu Platze zu bringen. Da er nun leider nicht der einzige ist, der so gemeingefährliche Gesinnung hegt, und da manchem unter euch die volle Schädlichkeit dieser volksfeindlichen und staatsgefährlichen Anschauungen nicht bekannt sein mag, so habe ich durch seine Einladung euch allen Gelegenheit gegeben, von der haarsträubenden Tatsache selber Kenntnis zu nehmen, wobei ich zugleich die wohl nicht unberechtigte Hoffnung hegte, irgend einen etwa sorglosen Vaterlandsfreund aufzurütteln und an seine Pflicht zu gemahnen. Ihr habt es nun mit eigenen Ohren gehört: Die heimlichen Treibereien bestimmter Leute gehen auf nichts mehr oder weniger hinaus, als mit Hilfe der neuen Lehre unser geliebtes Pommernland in die Gewalt der verhaßten Deutschen zu bringen. Für den Polen setzen sie den Deutschen ein. Dieselbe Sache unter anderem Namen! — Und dabei müssen wir doch der Wahrheit gemäß zugestehen, daß es dem Polen zunächst nur um die Oberhoheit über das Pommernland zu tun ist, nicht um den Besitz des Landes selbst. Der Deutsche aber ist ein armer Schlucker, wie ihr alle wißt. Er schielt mit dem einen Auge nach Macht, mit dem anderen nach Landbesitz. Ihr habt ja wohl alle vernommen, in wie rücksichtsloser Weise er dort, wo man ihn duldete oder dulden mußte, diese Landgier zu befriedigen suchte. Blickt nur ins Hevellerland und in das Obotriden- und Wilzengebiet! Die fettesten Aecker, die fischreichsten Gewässer, die wildreichsten Waldungen sind in den Händen des Deutschen. Und darin gleicht er dem Krähengesindel: Haben sich nur erst einige wenige angesiedelt, so währt es nicht lange und die ganze Gegend wimmelt von dem eklen Raubgesindel. Auch in unserer nächsten Nachbarschaft hat sich nun bereits so ein Halunke eingenistet, und wie lange wird es dauern, so ladet der Herr Bischof zu Wollin oder unser kurzsichtige Herr Fürst ganze Scharen dieses Ungeziefers zu uns ein und wir — müssen uns bescheiden. Von meinem Bruder Gniefomar, dessen Herrschaft, wie ihr wißt, bei Wollin liegt und der häufiger mit dem Fürsten zusammenkommt, habe ich nämlich erfahren, daß dieser den verderbnisvollen Einflüsterungen der Hochverräter bereits offenes Ohr geliehen hat und einer Einwanderung der Deutschen mehr fördernd als hindernd begegnen möchte. Ich für mein Teil verspüre nun nicht die geringste Lust, mich aus meinem von meinen Vätern ererbten Besitztum auf diese hundsföttische Art verdrängen zu lassen. Aber wie ihr, meine Freunde, darüber denkt, hat mir noch keiner verraten."

Nun hielt der Redner eine Weile inne, um die Wirkung seiner bisher geäußerten Worte abzuwarten. Inzwischen tat er einen Trunk aus seiner Kanne und forderte auch seine Gäste zum Trinken auf.

Daß die Edlen aber ganz seiner Meinung waren, bewiesen die Entrüstungsrufe, die über das verruchte Treiben der Deutschen laut wurden. Worte, wie „Tod den Deutschen!", „Ersäuft werden die Hunde!", „Ob deutscher Eber oder polnisches Schwein, die Wurst ist dieselbe!" und ähnliche Aeußerungen schwirrten die Kreuz und Quer über den Tisch.

Herr Sambor betrachtete seine Leute einige Augenblicke schweigend, worauf er mit freundlichem Lächeln und Zunicken von neuem anhub:

„Als ob ich die vaterländische Gesinnung meiner lieben Freunde nicht wie meine eigene kennte! Es wäre ja auch widernatürlich, wenn der pommersche Edle Vaterland und eigenen Besitz aus Feigheit oder Sorglosigkeit fremdem Volke überantworten wollte. Zu meiner aufrichtigen Freude sehe ich, daß die neue Lehre von der Feindesliebe uns Pommern doch noch nicht bis zu völliger Selbstentnervung und Selbstschändung zu erniedrigen vermocht hat, wenn auch in den fünfundzwanzig Jahren, die seit ihrem Aufkommen verflossen sind, viel gegen unsere heiligsten Güter gesündigt sein mag. Einen schlagenden Beweis für meine letztere Befürchtung habt ihr ja soeben alle erfahren. Ja, gesündigt ist

infolge der neuen Lehre schon mehr denn verzeihlich. „Alle Menschen sind Brüder“ lehren ihre Pfaffen. Kann es uns also wundern, wenn man da, wie ich es jüngst zu meinem Gram und zu meiner Scham erfuhr, den haarsträubenden Ausdruck hören muß „Unsere polnischen Brüder“? Denkt nur einmal nach über diese ungeheuerliche Beschimpfung. „Ein Pole unser . . .“

Diesmal hatte Herr Sambor es nicht mehr nötig, seine Gäste nach ihrem Urteil über eine solche Verunglimpfung der Pommernehre zu befragen. In einem augenblicklichen, fast tobenden Ausbruch der Gefühle erhob alles in schärfsten und derbsten Ausdrücken entschiedensten Einspruch gegen eine das innerste Volksempfinden so gröblich verletzende und kränkende Lehre und gegen das dreiste Ansinnen, diese Lehre in Wirklichkeit zu betätigen.

Herr Sambor schien über seine bisherigen Erfolge befriedigt zu sein und fuhr, nachdem er mit einigen Scherzworten der Tafelrunde zugetrunken hatte, in seiner Rede fort:

„Es sind also drei Feinde, deren Ansturm wir augenblicklich ausgesetzt sind, die Polen, die neue Lehre von dem gekreuzigten Gott und die Deutschen. Alle drei sind eng mit einander verbündet, denn die Polen halten es mit dem Glauben an den Gekreuzigten ebenso wie die Deutschen; darum sind auch beide augenblicklich ein Herz und eine Seele nach dem Sprichwort „Strauchdieb ist Straßenräubers Busenfreund“. Das Opfer ihrer Raubsucht aber sind wir, liebe Freunde, ist unser armes, unglückliches Pommernland. Unser Fürst aber ist ebenso, wie es Wartislav war, mit Blindheit geschlagen. Er merkt es nicht, worauf es jene abgesehen haben, nämlich auf die Schwächung unseres Landes zum Zweck seiner späteren Knechtung. Die Lehre von der Bruderschaft aller Menschen soll uns friedlich gesinnt und zahm machen. Und wenn dann unsere alte, vielgerühmte Volkskraft erschlafft ist, wenn unsere guten Schwerter verrostet sind, dann setzen sie uns Wehrlosen den Fuß auf den Nacken. Unsere Fürsten aber sehen mit gleichgiltiger Miene dem Raubzuge zu. Denen nämlich verschlägt es nichts, ob sie über Deutsche herrschen oder über Wenden. Denn ihr müßt nicht etwa meinen, daß es ein großer, feindlicher Heereszug sein wird, mit dem sie gegen uns vorrücken. Keineswegs! Mann auf Mann, Schar auf Schar werden sie kommen, als scheinbar friedliche Siedler, Werkmeister und Kaufleute, und werden das Land überschwemmen; und schließlich werden ihrer so viele ansässig sein, daß wir selbst in einem bewaffneten Aufstande uns ihrer nicht mehr werden zu erwehren vermögen. Denn an unseren Fürsten werden sie die beste Stütze haben, da diese wiederum wähnen werden, ihrer Herrschaft gegenüber den polnischen und deutschen Fürsten sicherer zu sein, wenn sie zum größten Teil über deren Volksangehörige herrschen. Und darin wird ihre Hoffnung sie nicht täuschen, denn eine Krähe hackt bekanntlich der anderen nicht die Augen aus. Wer aber bezahlt bei dem ganzen Handel schließlich die Zeche? Um wessen Haut geht es? Wir Besitzende müssen bluten, uns Landherren wird man Stück um Stück unserer Aecker, unserer Wälder, unserer Gewässer entreißen, bis wir nicht mehr unser Eigen nennen, als etwa unsere Zinsbauern von uns zu Pacht haben. Das wird das Ende des stolzen, pommerschen Grundherrn sein; hier werden ihn die Deutschen auffressen und im Osten die Polen verschlingen. Eine herrliche Zukunft für unsere lieben Kinder und Enkel! Und dabei habe ich noch gar nicht die Behandlung in Anschlag gebracht, der wir ausgesetzt sein werden. Ihr habt wohl gehört, wie schändlich im Süden und Westen, überall wo der Deutsche sich eingeschlichen hat, der Slave von ihm bedrückt wird. Sobald er nur erst die Macht in Händen hat, tritt der Fremdling dem Einheimischen herrisch und hochmütig entgegen, spreizt sich als Gebieter und knechtet und verachtet den einstigen Herrn. Ein beneidenswertes Loos, das unseren Kindern durch ihrer Eltern Gleichgiltigkeit und durch fürstliche Herrschbegierde dereinst erblüht! Wahrlich, wenn ich als Fürst zu Stettin oder Kammin säße, ich wüßte meine Pflicht zu erkennen und zu erfüllen, so lange noch der Weg zur Rettung offen steht. Doch ich habe euch schon zu lange mit meinen Reden behelligt, liebe Brüder, und habe euch doch zu lustiger Jagd, zu fröhlichem Schmause und Trank geladen, nicht zu so düsteren Betrachtungen über unser und unser Lieben Untergang und Verderben, ein Unheil, gegen das wir uns bei der jetzigen Lage der Dinge nun einmal nicht zu wehren vermögen. Darum laßt uns die trüben Gedanken unterdrücken und Zorn und Sorgen in einem Trank ersäufen, wie er uns als Herren gebührt.“

Während der Hausherr nunmehr den Knechten verschiedene Weisungen gab, nahm die Unterhaltung an der Tafel in kurzer Frist ein fast stürmisches Gepräge an. Die starke, allgemeine Erregung gab sich in wilden Zornesrufen und grimmen Verwünschungen kund. Auch wurde hier und da das Vernommene einer Beurteilung unterzogen, die aber überall in dem Sinne ausfiel, daß der Gastgeber durchaus nicht in zu düsteren Farben gemalt habe. Schließlich richtete sich manches Auge auf den Wirt, als heische es Antwort auf die Frage, was denn in dieser dringlichen Notlage zu beginnen sei.

Doch nun schleppten die Knechte ein ansehnliches, mit eisernen Bändern bewehrtes Faß in den Saal, in das der Hausherr mit eigener Hand einen hölzernen Kran einschlug, während der eine der Knechte zinnene und silberne Trinkgefäße verschiedener Form und Größe vor den Gästen aufstellte. Nachdem der Wirt wiederum eigenhändig die Becher gefüllt hatte, begab er sich auf seinen Platz und rief den Gästen zu: „Ich denke, liebe Freunde und Leidensgefährten, dieser Tropfen wird uns in unserm Kummer wohltun. Wer schon einen besseren genossen hat, mäge es ohne Rückhalt sagen. Aber

in der Burg zu Kammin trinkt man keinen Wein von dieser Güte. Wohl bekomme es allen! Ich trinke auf die Freiheit des Pommernlandes. Tod allen seinen Feinden!"

„Tod allen seinen Feinden!" klang es wie mit einer Stimme zurück, dann sprach ein jeder dem seltenen, neuen Getränke zu.

Nachdem man die Becher abgesetzt hatte, herrschte einige Augenblicke tiefe Stille. Man sah, wie ein jeder noch unter dem Eindruck des hohen Genusses stand, den der Wirt allen bereitet hatte. Dieser stand, wohlgefällig lächelnd, vor seinem Sessel und schien ganz in der Genugtuung aufzugehen, seinen Gästen eine außergewöhnliche Annehmlichkeit bereitet zu haben. Endlich schlug Herr Radeslav von Schleffin in seiner derben Art mit der Faust auf den Tisch und rief, noch mit der Zunge schnalzend: „Alle guten Götter!" Das nenn ich ein Tröpflein! Mir blieb beim Nachleck schier die Zunge vor der Schnauze kleben. Eines solchen Weines braucht sich wahrhaftig kein Fürst zu schämen. Dagegen ist mein Pflaumenschnaps ja der reine Rachenkratzer."

Alles lachte über den Vergleich des wortkräftigen, beliebten alten Herrn, und mancher nahm die Gelegenheit wahr, schnell einen weiteren Schlurf von dem köstlichen Naß zu tun. Da richtete Herr Below von Medewitz die Frage an den Hausherrn, wie sich dies herrliche Getränk benenne und von wem er es bezogen habe. „Ich frage selbstverständlich nur, um meine Kenntnisse zu bereichern," fügte er hinzu, „denn so ein armer Honigbauer, wie ich es bin, kann den jedenfalls erschrecklich hohen Preis für ein so großes Gemäß so edlen Stoffes nicht erschwingen."

Während bei Herrn Belows letzten Worten das eine oder andere Auge mit verstohlenem Blinzeln in freudiger Erwartung der noch bevorstehenden Trinkfreuden die Größe des Fasses maß, erklärte Herr Sambor dem Fragenden, daß der Wein den Namen „Göttertrank" führe und aus Griechenland stamme. Erstanden habe er ihn von dem reichen Kaufmann Dobrislav in Stettin, der ihn selbst wiederum von einem Handelsherrn aus Hummeta gekauft habe, als diese Stadt noch nicht den räuberischen Dänen zum Opfer gefallen war. Erklärend fügte er noch hinzu: „Je länger ein solch guter Wein lagert, desto wohlschmeckender und duftender wird er."

Nachdem Herr Sambor die begehrte Auskunft erteilt hatte, trank er seinen Gästen abermals zu, indem er bemerkte, es möge niemand sich zurückhaltend zeigen, von der Trinktafel bis zur Schlafstätte seien es ja nur ein paar Schritte und auch die älteren Herrn hätten nicht nötig, eine Treppe zu steigen, für sie sei im gleichen Geschoß das Lager bereitet. „Trinkt also, so lange es euch schmeckt, meine Herren!" schloß er seine Ansprache. „Noch sind wir ja die Herren und können uns einen so guten Tropfen leisten. Wenn wir erst einmal auf Bauernhufen gesetzt sind, so wird uns ein solcher in Wahrheit seines Namens würdiger Göttertrank nicht mehr durch die Kehle rinnen. Denn, wie unser Freund Below richtig vermutet, ist das Fäßlein nicht für ein Joch Ochsen zu haben."

„Und das ganze Joch Ochsen dürfen wir versaufen?" fragte mit bereits unsicherer Stimme der junge Herr Jakzo, und dabei legte er die Hand an die Augenbrauen, um das wonnespendende Faß besser zu betrachten und sich an seinem Anblick zu weiden.

Der Spender des edlen Trankes lächelte belustigt, während er antwortete: „Bis zum letzten Schwanzhaar, mein lieber Jakzo. Was Sambor seinen Freunden gibt, gibt er gern, und wenn er gibt, ist er kein Knauser."

Dabei aber schien es, als ob für den Augenblick ein flüchtiger Schatten der Besorgnis über Herrn Sambors Auge huschte, das mit prüfendem Blick die Tischgesellschaft musterte. Doch in dem gleichen Augenblick glitt wiederum das alte Lächeln über seine Züge, als plötzlich Herr Borant sich von seinem Sessel erhob und für wenige Augenblicke sich Gehör erbat.

Als nach einigem Bemühen die Ruhe hergestellt war, sprach der Karnitzer Herr: „Liebe Freunde! Es ist von unserem freigebigen Wirte ja außerordentlich liebenswürdig, daß er als Krönung des Festes uns ein so herrliches Getränk beschert, das ich für meinen Teil alle Tage zu mir nehmen möchte. Aber ich meine, das Faß läuft uns nicht aus dem Saale und es wäre angebracht, zunächst unsere Angelegenheit die wir soeben verhandelten, zu Ende zu führen. Es will mir fast scheinen, als ob unser liebenswürdiger Wirt uns mit diesem kostbaren Geschenke nur auf andere Gedanken bringen wolle. Aber selbst gegen einen so teuren Kaufpreis lassen wir ihn, wie ich meine, nicht los. Schließlich wiegt doch unsere und unserer Nachkommen Zukunft mehr als ein Faß selbst vom edelsten Weine. Herr Sambor hat vorhin angedeutet, daß es zum Handeln noch nicht zu spät sei, und so wollen wir ihn, zumal er durch seinen Bruder mit den Verhältnissen und der Stimmung am Fürstenhofe vertraut ist, hiermit allen Ernstes fragen, wie er sich die Möglichkeit, der drohenden Gefahr zu entrinnen, denkt."

Wenn nun auch einzelne Stimmen laut wurden, die da meinten, man möge die Sache auf spätere Zeit verschieben, so unterstützte dennoch die Mehrheit Herrn Borants Anregung, und der Wirt wurde stürmisch aufgefordert, seine Gedanken zu entwickeln.

Herr Sambor sträubte sich zwar anscheinend kurze Zeit, dann aber nahm er auf anhaltendes Drängen seiner Gäste das Wort und begann: „Da es denn allseitiger Wunsch zu sein scheint, daß ich euch meine unmaßgebliche Meinung anvertraue, so will ich mich eurem Willen nicht entziehen. Jedoch nur unter der Bedingung werde ich unsere Sache

zu Ende führen, daß ihr unterdessen meinem Weine die ihm gebührende Ehre erweist. Meine Knechte werden euch fürsorglich aufwarten. So hört denn meine Gedanken:

Ein jedes Volk, das seine Grenzen schützen will, muß, wenn es die Macht dazu nicht in sich selber besitzt, bei befreundeten Völkern Hilfe suchen. Das muß auch unsere Aufgabe sein. Wer aber sind die uns befreundeten Völker? Ja, liebe Freunde, es ist eine tieftraurige Tatsache, mit der wir aber rechnen müssen: So wie wir heute dastehen, besitzen wir Pommern auch nicht einen einzigen ehrlichen Freund. Wir sind ringsum von Feinden umgeben. Seitdem wir die Christenlehre annahmen, haben uns unsere einzigen Freunde, deren wir uns noch erfreuten, die Rügianer und Preußen, tief gekränkt verlassen. Und mit ihnen vereint könnten wir unseren Feinden wirksamen Trotz bieten. Aber, wie ich noch einmal betone, trotzdem ihr alle es ebenso gut wißt, wie ich, seitdem wir sie durch Annahme der fremden Lehre in ihren heiligsten Gefühlen verlezt und von uns gestoßen haben, stehen wir verlassen, ohne Hilfe da, wie der von der Meute gestellte Ur. Unsere früheren Freunde aber können wir auf keine andere Weise wiedergewinnen, als wenn wir die Ketten, die uns hemmen, zersprengen, die Verkündiger des uns vernichtenden Glaubens vertreiben und wieder zu unseren alten Göttern zurückkehren. Haben wir uns zu dieser Tat aufgerafft, so werden unsere jetzigen offenkundigen Feinde unsere treusten Freunde und Bundesgenossen sein. Und glaubt mir: Die fünfundzwanzig Jahre, die nun seit dem Sturze unserer Götter vergangen sind, haben dem altvertrauten Glauben unserer Väter noch keineswegs den Garaus gemacht. Daß ich selbst mich noch nicht vor den fremden Göttern und ihren Priestern gebeugt habe, ist euch bekannt. Und so stehen noch viele im Lande unentwegt zu unseren alten, geliebten Göttern. Ja, selbst dort, wo der neue Glaube angenommen wurde, ist er oft nur eine oberflächliche Tünche. Gleich der Glut unter der Asche glimmt die Liebe zu den alten Göttern unerkaltet fort. Und deshalb wird, dem dürren Herbstlaube gleich, das ein Sturm in alle Weiten verstreut, auch die uns aufgezwungene Götterlehre mitsamt ihren Verbreitern in alle Winde zerstieben, sobald nur erst von berufener Seite das Zeichen gegeben wird, daß die Tage der Knechtschaft der Götter ihr Ende erreicht haben und daß sie wieder in altem Glanze und alter Würde vor dem Volke thronen sollen.

Vielleicht wirft hier jemand ein: „Wenn nun aber der Fall eintritt, daß unsere vermeintlich wiedergewonnenen Freunde versagen, nachdem wir den allgemeinen Aufstand erregt haben? Sind wir dann nicht vollends dem Untergange geweiht?“ Nun, liebe Freunde, ihr wißt, daß mein Bruder längere Zeit im Lande der Preußen geweilt und bei ihren Fürsten wegen seiner Tapferkeit und klugen Raterteilung in hohem Ansehen gestanden hat. Auf dessen Wort baue ich fest, und er hat mir unter heiligem Eide erklärt, daß die tapferen Preußen nur des Winkes harren, um mit uns vereint die verhaßten Polen einmal gründlich aufs Haupt zu schlagen. In gleicher Weise haben sich auch die Fürsten Rügens geäußert, und die von uns unterworfenen und mit Gewalt zum Christenglauben getriebenen Ciutizen brennen schon in der Hoffnung und dem Wunsche, mit uns gemeinsame Sache zu machen. Auch dies ist mir durch sichere Botschaft bekannt. Ich selber habe in Stettin, Damm und in anderen Städten die Stimmung der Geister erforscht und ihr könnt es mir aufs Wort glauben: Es bedarf nur einer unzweideutigen Aufforderung, und Ost und West stehen auf wie ein Mann. Eine herrliche Heerschar wird es werden und eine furchtbare Strafe wird sie an unseren Feinden vollziehen.

Wenn uns vielleicht dennoch irgend welche Schwierigkeiten entstehen dürften, so möchten diese nur in dem zögernden oder unschlüssigen Verhalten einiger unserer Landsleute selber bestehen. Sobald diese jedoch wahrnehmen werden, wie das übrige Land wie ein Mann sich erhebt, so werden auch sie notgedrungen dem allgemeinen Rufe folgen und zu unseren Fahnen stoßen müssen.“

Hier unterbrach Herr Sambor seine Rede und trank seinen Gästen mit kräftigem Zuge vor, worauf alle ihm in gleicher Weise Bescheid taten. Als Gnirko und Pliezka die Becher aufs neue gefüllt hatten, fuhr der Redner fort:

„Ein weiser Mann übereilt sich in einer wichtigen Sache nicht und trifft vor der Tat sorgsam seine Vorbereitungen. Deshalb müssen zunächst Boten an unsere Nachbarn gesandt werden, um zu erkunden, ob sie noch dieselben Gesinnungen hegen wie früher. Sagen sie uns unbedingt Hilfe zu, so haben wir bereits den halben Sieg. Ich denke, zu den Preußen senden wir am besten meinen Bruder und zu den Rügianern, Obotriden und Wilzen gehe ich selber. Beginnen wir unsere Reise im ersten Frühjahr, so können wir im Mai spätestens wieder daheim sein. Inzwischen bereiten wir unsere Nachbarn in der Umgegend vor, jedoch in der Weise, daß ein jeder von uns nur diejenigen ins Geheimnis zieht, deren Zuverlässigkeit und Verschwiegenheit er bestimmt versichert ist. Deutschen- und Christenknechte, wie wir deren einen heute gehört haben, behelligen wir nicht. Ein jeder der von uns über unser Vorhaben Unterrichteten, muß sich verpflichten, seinerseits bestimmte Männer seiner Bekanntschaft oder Freundschaft für unseren Bund zu gewinnen. Auf diese Weise kann noch vor Beginn des Sommers unser ganzes Pommernland zwischen Randow und Persante vorbereitet sein, denn jenseits der Oder werde ich bei meiner Anwesenheit die nötigen Abmachungen treffen. Die Pomerellen, unsere unglücklichen Stammesgenossen jenseits der Persante, die in polnischer Knechtschaft schmachten, dürfen wir nicht ins Vertrauen ziehen. Es möch-

ten Polenfreunde unter ihnen sein, die unser Vorhaben vorzeitig verraten könnten. Ist die große Volkserhebung längs der ganzen Seeküste erst im Gange, so werden sie von selber das polnische Joch abschütteln und gemeinsame Sache mit uns machen. Tun sie es aber nicht, so müssen sie eben die Folgen tragen, dann müssen eben ihre Fürsten vor den unsrigen als Vasallen den Nacken beugen, oder unser Reich schlägt seine Grenzpfähle an der Weichsel ein. Mir persönlich wäre die letztere Lösung die angenehmere. Ebenso wenig dürfen wir sogleich die Städte, besonders die mit fürstlichen Burgvögten besetzten, ins Vertrauen ziehen. Nach der allgemeinen Erhebung werden auch sie auf unsere Seite treten."

Jetzt machte der Redner abermals eine Pause und trank seinen Gästen zu. Darauf fuhr er fort: „Selbstverständlich werden die Polen, sobald wir die fremden Priester verjagt haben, sich sofort gegen uns rüsten. Denn durch unser Vorgehen haben wir ihnen ja ihr Spiel verdorben. Vielleicht auch wird der märkische Bär mit ihnen gemeinsame Sache machen, denn auch ihm verstellen wir gleicherweise den schon vorgemerkten Paß. Von dem Dänen ist nichts zu befürchten, denn dem werden sich auf mein Betreiben die Rügianer an sein Königsvlies hängen, und diese haben verdammt scharfe Zähne. Der also muß froh sein, wenn er das liebe Leben behält. Der deutsche Kaiser vollends kann uns nichts anhaben, da augenblicklich das Reich durch innere Zwistigkeiten in zwei große Heerlager gespalten ist, die auf lange Jahre hinaus zu keinem Friedensschluß gelangen werden. So bleiben uns nur die Polen und der Brandenburger Markgraf. Aber diesen kommen wir zuvor, indem wir unsere und unserer Freunde, der Preußen, Liutizen und Obotriden Heerscharen auf einen bestimmten Tag an einen bestimmten Ort entbieten und dann gemeinsam sofort den Feldzug eröffnen. Darauf schlagen wir die Polen so fürchterlich aufs Haupt, daß ihnen ein für alle Mal die Lust zum Wiederkommen vergeht. Und vermögen werden wir es, denn schon allein wir im Verein mit den Preußen werden ihnen an Zahl um mehr als die Hälfte überlegen sein. Die Tapferkeit und Kampfeslust unserer Leute kennt ihr, und daß die Preußen wie angeschossene Eber kämpfen werden, brauche ich euch wohl nicht mehr erklären. Sie stehen sich mit den Polen wie der Wolf mit dem Hunde und müssen Ströme Polenbluts rinnen, bevor sie die von jenen ihnen zugefügten Frevel nur halbwegs gesühnt sehen. Ich sage euch, liebe Brüder, es wird ein furchtbares Strafgericht werden, allerdings nicht von der Art, wie es Herr Dubnitz in seiner Kurzsichtigkeit und Aengstlichkeit sich ausmalt, sondern ein solches, in dem wir die Richter und Vollstrecker des Urteils sind. Und nun, wie gefällt euch mein Plan? Ich für meine Person meine, daß wir nicht das Geringste zu befürchten haben und daß es im übrigen keinen anderen Rettungsweg gibt. Wir müßten ja statt Pommerscher Heldenherzen Hasenherzen im Busen tragen, wenn wir bei einer so günstigen Lage der Verhältnisse unseren Verbündeten vor den Kopf stoßen wollen, indem wir die trotz unseres Abfalls vom alten Glauben uns so freundlich angebotene Hilfe verschmähten."

Herr Sambor wußte, daß in diesen Pommernedelingen eine unbezwingliche Freiheitsliebe neben einer ununterdrückbaren Kriegslust und einem wilden Rachegefühl lebte. Herr Sambor aber hatte auch die Macht der Stunde, die Begeisterungskraft seines Weines mit in Rechnung gezogen und hierauf seine Hoffnungen gesetzt. So täuschte er sich denn in seinen Erwartungen nicht. Von allen Seiten tönten ihm freudige Beifallsrufe entgegen, die mit Hochrufen auf seine Person abwechselten. Scheinbar bescheiden wehrte er die letzteren ab, indem er, das verworrene Geräusch mit erhobener Stimme durchdringend, beteuerte, daß er ja nur seine Pflicht und Schuldigkeit getan habe. Ebenso gut wie er hätte auch irgend einer seiner lieben Freunde die ganze Angelegenheit in die Hand nehmen können. Ihm selbst kämen ja nur seine und seines Bruders nützliche Beziehungen zu ihren Verbündeten zugute, und dies sei kein besonderes, eigenes Verdienst. Ein solches werde er gleich allen sich erst auf der Wahlstatt erwerben. — Dann fragte er, ob sich nun auch jedermann der gemeinsamen Sache widmen und seinen Teil an der Aufgabe ausführen wolle. Als alle ihn mit lebhaften Zurufen dessen versicherten, bemerkte er, nicht ohne vorhergehenden neuerlichen Zutrunk, wie beiläufig: „Uebrigens wird sich, wie ich euch bereits angedeutet habe, Fürst Ratibor höchstwahrscheinlich unserem Willen widersetzen. Ich meine aber, das kann uns von unserem Beginnen nicht abhalten. Ist er auch unserem alten Glauben nicht gerade feindlich gesinnt, so wird er doch seinen schönen Heiratsplan, den Herr Dubnitz ja bereits so harmlos offenkundig ausplauderte, nicht gern vereiteilt sehen. Denn falls dies Vorhaben verwirklicht wird, besitzt der junge Fürst eine Waffe, mit der er unsere Macht völlig zu brechen vermag. Der Herr Polenherzog würde natürlich sofort auf den ersten Ruf hin erscheinen und dem Tochtermanne helfen, jeden Widerstand, den wir ihm wegen seiner pommernfeindlichen Gesinnung etwa entgegensetzen möchten, im Keime zu ersticken. Dies ist noch ein schwieriger Punkt, über den wir uns Klarheit verschaffen müßten. Weiß vielleicht jemand von euch da einen heilsamen Rat?"

„Nichts leichter als das!" meinte sogleich Herr Berthow. Er darf natürlich nicht früher etwas von dem ganzen Plane erfahren, als bis unsere Freunde im Anrücken begriffen sind. Deshalb müssen diese über seine Polenfreundlichkeit und seine Absichten unterrichtet werden und er selber muß bei der Erhebung vollständig aus dem Getriebe bleiben. Den Oberbefehl über unsere Heerhaufen übernimmst Du, Sambor, und wenn wir insgesamt als gebietende

Macht vor Herrn Ratibor stehen, so zwingen wir ihm unseren Willen auf. Die Preußen sind ohnedies nicht gut auf ihn zu sprechen. Wie ihr wißt, hat er während der Regierungszeit seines Bruders lange Jahre dort am Fürstenhofe verweilt und soll dem damaligen Herrscher das Versprechen gegeben haben, die Einführung des Christenglaubens bei uns verhindern zu helfen. Und nun ist er einer der ersten gewesen, die sich dazumal in Usedom taufen ließen. Von deren Seite findet er also nicht den geringsten Beistand. Das Gleiche gilt von den Rügianern. Haben wir die Polen aber erst einmal aufs Haupt geschlagen, so verbietet sich diese Freierei von selbst. Unsere jungen Herrscher mögen unter den Fürstentöchtern unserer Stammesverwandten wählen oder bei den Edlen im eigenen Lande vorsprechen. Wir sind von gleich edlem Geschlecht wie sie, und sie würden ihren Fürstenthron nicht schänden, wenn sie ihn mit unseren Töchtern teilten Ihre Mutter war auch nicht unter einem Throndach groß geworden."

„Du hast Recht, Nachbar Bertkow," nahm jetzt wieder der Hausherr das Wort. Bei unserer Betrachtung scheint mir der von dir gewiesene Weg der einzige zu sein, den wir gehen können. Der alte Polenfreund darf nicht in unseren Plan eingeweiht werden, die vollendete Tatsache muß ihn entwaffnen. Und dann sind wir freien Pommernherren es, die wir unser Schicksal bestimmen und den Fürsten zwingen, unseren reiflich erwogenen Forderungen zu unser aller Wohl zu gehorchen. — Oder vermag jemand uns noch einen besseren Vorschlag zu machen?"

Niemand wußte besseren Rat, vielmehr stimmten alle darin überein, daß Herrn Bertkows Ratschlag unter den obwaltenden Umständen allein ein Gelingen des Planes verbürge.

(Fortsetzung folgt.)



Der Heidebock.

Von **Curt Bloedorn.**

So weit das Auge reichte — Heide, nichts wie Heide! Doch, da ganz hinten, dort hinüber, wo das ewige Rot und das bischen hervorlugende Grün von einigen Machandelbüschen und verkrüppelten Birken unterbrochen wurde, lag ein blauer Streifen. Wald sollte das sein, was in unendlicher Ferne wie eine leichte Wolke am Horizont lag.

Die Heide war sein Reich. Wo er gesetzt, wo seine Mutter geblieben, er wußte es nicht. Schon zuviele Jahre hatte er hinter sich. Der Heidebock stand allein, nur wenn die Sonne warm wurde, wenn sein altes, kaltes Bockherz merkte, daß da, wo es blau am Ende der rotblühenden Gegend schien, empfängliche Schmalrehchen und Ricken ihr leises Fiepen hören ließen, suchte er sie auf. Dann verließ ihn die Vorsicht, die die Zeit ihn gelehrt, die Kniffe, die er erprobt. Zweimal hatte er dem Tode ins Auge geschaut auf seinen Minnefahrten. Er wollte sie nun endgültig aufgeben.

Die Heide konnte er überäugen, er kannte Baum und Strauch, die Deckung boten, und der Tritt des Jägers war im knackenden Kraut weit vernehmbar. Die Büsche boten ihm Schutz gegen Sonne und Kälte, und lag die Heide verschneit, klirrte der Frost in den Torfkuhlen, zog der kalte Nordost hinüber, war er abgehärtet genug, es zu überstehen. Die Heuhaufen des Heidgers halfen über die bitterste Not hinweg.

In meterhoher Erika lag er, wie er alles dies dachte und ließ die Sonne auf seine taufeuchte Decke scheinen; so wohl fühlte er sich, daß er sich ordentlich rekelte und mit dem langen dünnstangigen Gehörn die Strempen und Blüten zusammenzauste. Bis auf die Menschen war die Welt schön. Da war der alte Torfbauer, der mit seinem verhutzelten Weib und der Tochter sich kümmerlich auf dem bischen abgebrannte Heide von wenigem Korn ernährte, der tagsüber arbeitete, abends und morgens aber mit dem alten verrosteten Vorderlader irgendwo saß, um seinen Topf an Fleisch zu bereichern. Oder der Schäfer, ein kräftiger Kerl, der lieber arbeiten sollte, als hinter den ewig plärrenden Schnucken zu gehen und der mit seinem harmlos aussehenden Stock mehr Hasen totschlug, wie der junge Heidbauer des großen Hofes mit der neuen Flinte schoß. Ja der! Vor Jahren einmal, er war noch jung und der auch, lag es sich auch so schön wie heute im Kraut, als erst ein Mal, dann öfter der Ton an seine Lauscher schlug, der ihm sein Bockblut schneller rollen ließ, der Ton des

verliebten Schmalrehs. Donner, wo ist sie! Er wurde hoch, suchte mit dem Windfang die Umgegend ab, äugte mit seinen scharfen Lichtern nach allen Seiten, aber keine Geis war zu sehen. Horch! wieder der Ton, der nicht ganz so war, wie er ihn kannte, aber doch so ähnlich. Da, von jenem Machandelbusch kam er. Etwas mißtrauisch war er im Stechschritt dahingezogen, war auf hundert Ellen stehen geblieben, die Kleine konnte ihm doch entgegenkommen . . .

Plötzlich krachte es im Busch, es piff und hagelte um ihn, der Schreck ließ ihn blitzschnell Kehrt machen, hinterher krachte es nochmal, wieder sauste der Schuß vorbei. Ein Glück, daß er auf den Ton nicht in hellen Fluchten dicht herangekommen war.

Dann kam alle Jahre ein Mensch aus der Stadt zu Besuch auf den Hof, er nannte sich Jäger. War der im Revier, mußte er immer schrecken, so komisch sah der aus. Ganz grün ging der Mann angezogen, einen Hut mit vielen Federn hatte er auf dem Kopfe, ein Glas, womit man sehr weit sehen konnte, blitzte ihm umgehängt auf der Brust, einen weißen Kragen und bunten Schlips hatte er um den Hals, seine gelben Stiefel knarrten, er polterte durch die Heide, daß auf tausend Gänge alles Getier davonrannte. War es heiß, holte dieser Jäger ein großes, rotes Sacktuch aus der Tasche, wischte damit dauernd sein Gesicht und pustete wie eine Lokomotive. Der schoß auf alles und auf jede Entfernung war aber sonst harmlos. Einmal, als der Stadtmensch, der sich Jäger nannte, hinter einem Strauch lag und aus einer großen Flasche roten Wein trank, war er lautlos von hinten herangekommen, hatte sich ihn gut besehen, dann mörderisch ihn ausgeschimpft. Dem Mann war die Flasche entfallen, er hatte ein sehr dummes Gesicht gemacht und nach seiner Flinte gegriffen, um auf ihn zu schießen. Er aber war davongerast, hörte aus der Ferne noch das knak, knak der leeren Läufe, Patronen waren nicht drin, die hatte der „Jäger" einzustecken vergessen.

Der Bock dachte weiter. Wenn er noch älter würde, die Lauscher und Lichter ihre Höhr- und Sehkraft einbüßten, das Geäse nicht mehr die harte Heide beißen konnte und die Stangen zurücksetzten, daß er von jedem jungen Fant, als nicht mehr zünftig abgeschlagen würde, wenn die Liebe ihn doch noch einmal packen sollte, was dann? Aergerlich erhob er sich. Ach was, nicht daran denken, wo er noch in den besten Jahren war.

Die Sonne brannte ihm seine letzten, nassen Haare trocken, wohlig wurde ihm zumute, vor Uebermut forkelte er die kleine, magere Kiefer weiß und tanzte dabei um sie herum, plätzte mit den Vorderläufen Heide und Moor unter sich weg, daß sie hinter ihn flogen. Im Troll gings dann zum Moorgraben, wo die weichen Gräser wuchsen. Die großen, grünen Wasserfrösche bekamen einen heillosen Schreck, als er ans Ufer trat, und brachten sich mit gewaltigen Sätzen in braunem Wasser in Sicherheit vor dem roten Bock. Hier blieb er, naschte hier und da aus langer Weile. Das wurde ihm über. Faul stand er auf einer erhöhten Stelle und döste. Ab und zu äugte der Bock nach dem Torfkahn, der einige hundert Meter weiter beladen wurde, klapperte mit den Lauschern, wenn die Mücken zu aufdringlich um den Kopf summten und knabte sich eine Zwecke ab, wenn sie zu sehr ihn quälte. Dauernd stehen wollte er auch nicht, er tat sich nieder. So richtig faul war er. Der laue Wind spielte mit der Heide, ihr feiner Duft beruhigte seine Bocknerven, und langsam kam der Schlaf. Der Kopf mit den langen dünnen Stangen legte sich seitwärts, die Lichter schlossen sich, seine Heide sang mit leisem Klingen ihm das Schlummerlied.

Mitrag, Hundegebell! Der Heidebock schrak auf und wurde hoch. Doch sah er gleich, daß keine Gefahr war. Peter Einkorn, der Schäfer mit dem Hütespitz und seinen Schnucken zog zum Graben, sie zu tränken. Sie kannten sich gegenseitig ja all die Jahre. Aber der Spitz bekam manchmal seine Launen und jagte ihn dann ein Stück über die rote Fläche. Warum sich von dem ängstigen lassen! Der Bock trollte fort zu den Birkenbüschen beim stillen Torfbruch. Da hatte er Ruhe. Die ausgetorften Löcher fürchtete der Schäfer. Ihm waren schon einige Schafe in dem trügerischen Sumpfgrün geblieben. Er mied den Platz. Der Kiebitz, des Bockes Freund, hatte da gebrütet, hatte seine Jungen dort und paßte gut auf, wenn Fremdes sich sehen ließ. Mit surrendem Flügelschlage stieß er auf jeden Eindringling, gewaltigen Lärm schlug er, wenn Mensch, Hund und anderes Raubzeug kam, ruhte nicht eher, bis sie ärgerlich verschwanden und begleitete sie dann mit hellem Geschrei weit über die Grenzen der Löcher. Wenig brauchte man hier aufpassen. Auch Aesung war genug. Brombeerranken zogen sich am Boden hin. Feine weiche Moorgräser wuchsen an den trockenen Stellen, und Heidelbeerstauden bedeckten die freien Plätze. Es war seine Zuflucht für ruhige Stunden, die er haben wollte.

Auf dem stehengebliebenen Rand zweier Kuhlen zog er zur Mitte nach dem Gebüsch, tat sich zwischen drei zusammenstehenden Birken nieder, um den Abend zu erwarten. Der Nachmittag verging, die Sonne sank, ihre halbe Scheibe sah nur noch über den Rand der Heide. Da bekam der Bock Hunger. Ein leichter Wind war aufgegangen und brachte ihm den Duft von Klee und Seradelle. Der Großbauer vom nahen Pappelhof hatte auf den Schlägen solch Futter ausgesät, verlockend zog es in seinen Windfang. Doch die Gegend war gefährlich, der Mann war ganz versessen auf die Jagd und hockte alle Abend draußen. Nein, da nicht hin! lieber auf solche Genüsse verzichten. Der Bock kam hoch, äste sich durch Bruch und Moor und stand,

rot wie die Heide, in ihr mit seiner Farbe aufgehend, am Rande des größten Loches.

Horch, was war das! Er versammelte sich, die Lauscher spielten, sein Blick wurde unruhig, er reckte sich förmlich vor Spannung. Da! wieder ein Ton, der Ton, der ihn um diese Jahreszeit stets so unruhig gemacht, die Stimme einer Ricke. Und da kam es schon heran. Die Geis in langen Fluchten, ab und zu einen Angstschrei ausstoßend, dahinter vor Aufregend pfeifend und keuchend ein junger Bock. Auf zehn Schritte sauste die Jagd an ihm vorbei, hinein in den Bruch, in sein Revier. Ganz verdutzt ob solcher Frechheit sah er ihnen nach, dann packte ihn die Wut. Den jungen Bengel würde er auf die Läufe bringen, daß er daran denken sollte, daß er — weiter kam er nicht mit Ueberlegen, denn das Paar jagte gerade auf ihn zu. Mit blutunterlaufenen Lichtern nahm er den Eindringling an, rannte ihn über den Haufen und forkelte auf ihn ein. Der junge Bock war so sehr mit allen Gedanken bei seiner Schönen gewesen, daß er den Alten garnicht bemerkt hatte. Der Anprall war ihm überraschend gekommen, doch, als er die Enden seines Rivalen spürte, raffte er sich auf, und der Kampf begann. Hin und her schoben sich der Sechser und der Gabler, suchten sich die Dünnungen abzugewinnen, um ihre weißen Spitzen hineinzubohren, beide gleich flink, gleich mutig. Nicht lange währte das Geforkel, der Alte rückte erst einige Gänge zurück, sprang, wie in jungen Tagen, eine mächtige Flucht auf den Jungen und stieß seine Stangen ihm tief in die Seite. Der stand und atmete schwer, zog mit krummem Rücken ab, vom Sieger keines Blickes mehr gewürdigt. Im spanischen Tritt, mit funkelnden Lichtern trat er der Ricke näher und näher, blieb einige Ellen von ihr stehen, sodaß beide wie ein Doppelstandbild aus Kupferbronze gegossen erschienen. Dann sprang er plötzlich auf sie zu, die Ricke tat einige schlanke Fluchten, er hinterher und das Jagen, Röcheln und Pfeifen begann wieder. Immer im Kreise, immer rund um die Tümpel, Löcher, bis sie endlich erschöpft und matt sich ihm ergab.

Müde und abgehetzt ruhten beide dann dicht neben einander. Sie war im dunklen Walde, am Ende der Heide, gesetzt, war dort aufgewachsen, hatte im letzten Jahre zwei Kitzen gehabt und lebte dort ohne Angst und sorge. Die Forst war königlich, Rehwild wurde in ihr gehegt. Die Heide kannte sie wenig. Der Gabler hatte sie seit vorgestern hineingetrieben. Da es hier schön sei, wolle sie bleiben. Der Heidebock stimmte ihr zu, sie schien für ihn zu passen, zu jung war sie nicht, und er war nicht mehr allein. Vier Lauscher hören mehr, vier Lichter sehen mehr als zwei, ihm war es recht. Tagelang blieben sie an diesem Platz, verlebten da die Flitterwochen.

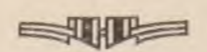
Alles schien gut. Dann aber kamen Tage, wo seine Erkorene stand, nach dem blauen Streifen am Horizont äugte und ihn anstieß, mitzukommen, mit ihr in ihre Heimat. Erst hörte er nicht auf ihre Bitten, dann wurde er grob, nahm sie an, wie sie Miene machte, ihn zu verlassen und brachte sie zurück. Schließlich wurde er müde, gab nach, und beide trollten davon, hin nach der Forst. Oft stand er still von jeder Bodenerhebung äugte er zurück nach seinem Revier, seiner Geburtsstätte und Heimat. Das Scheiden wurde ihm schwer. Doch sie bat, kam immer wieder, ihr weiches Geäse berührte das seine, ihre Lichter sahen ihn bittend an. Da gab er es auf.

Weit, unendlich weit hatten sie es bis zum Holz, fast die ganze Nacht ging dabei drauf, die Sonne war schon aufgegangen, als beide an ihre Heimat kamen. Ein unheimliches Gefühl beschlich ihn, das Dunkel des Holzes behagte ihm nicht, er war ein weites Sehfeld gewöhnt. Er verhoffte und überlegte. Seine Heide wollte er aufgeben, seine rote, schöne Heide, die ihn bis dahin beschirmt, genährt! Und was tauschte er dafür ein! Den finstern Wald, hinter dessen jedem einzelnen Stamm der Tod lauern konnte. Er wendete sich noch einmal um, er konnte und konnte sich nicht trennen von Erika, von Porst und Luch, von Birke und Machandelgebüsch. Auf dem hohen Gehörn mit den weißen Enden spielte ein Sonnenstrahl und traf auch seine Lichter. Sie tränten. War es Heimweh?

„Ich komme wieder, Heide, in dir will ich leben, auf dir will ich sterben, was frage ich nach Ricke und Wald. Ich komme!“

Schon hob er den Lauf, da erhielt er einen Schlag, ein brennender Schmerz ging ihm durchs Herz. Sekundenlang stand er, wie festgebannt, dann riß es ihn nieder.

Beim Schwinden der Sinne sah er die Sonne seine Heimat vergolden, sah sich zurückeilen dahin, wo er bleiben mußte, in die Heide. Doch, noch war er ja in ihr, noch war er nicht im Holze! Der Schuß hatte ihn ins rote Kraut geworfen, in dem er geboren. Der Heidebock war seinem Namen, seiner Heide treu geblieben, sein rotes Herzblut färbte im Sterben die Glöckchen der Erika.



Zeitschriften-Schau.

Von **Arnold Koeppen.**

A. Heimatschriften.

Dem Umfange des berücksichtigten Gebietes nach steht an erster Stelle „Deutschland", Zeitschrift für Heimatkunde und Heimatliebe, das Organ für die deutschen Verkehrsinteressen. Der Preis der textlich und illustrativ glänzend ausgestatteten Zeitschrift, die 16 mal im Jahre erscheint, ist außerordentlich billig (6 M. pro Jahr), ein Preis, der nur bei reicher finanzieller Unterstützung möglich ist.

Die zuletzt ausgegebene No. 7 des laufenden Jahrgang ist ebenso wie ihre Vorgängerinnen, der Zeit angepaßt, als Kriegsnummer erschienen. Neben Bildern (im wohltuenden Gegensatze zu denen vieler großer Tages- und Wochenzeitschriften künstlerisch vollendeten Bildern) und Abhandlungen vom Kriegsschauplatze bringt das Heft einen gut illustrierten Artikel über Professor Karl Langhammer, der zum drittenmale zum Präsidenten der Großen Berliner Kunstausstellung gewählt worden ist. Wir werden dem vorzüglich redigierten Blatt stets besondere Aufmerksamkeit schenken.

Unter den Heimatzeitschriften im engeren Sinne, den „Provinzzeitschriften", also den „Collegen" von „Unser Pommerland" steht wohl — wenigstens von denen, die uns bisher regelmäßig zugehen — mit an erster Stelle die unserer Nachbarprovinz: „Aus dem Posener Lande". Monatsblätter für Heimatkunde, Dichtung, Kunst und Wissenschaft des deutschen Ostens. Die Zeitschrift erscheint in dem äußerst rührigen Verlage von Oscar Eulitz, Lissa i. P. in zwölf Monatsheften und kostet 8 M. jährlich.

Das Blatt ist älter als das unsrige, es ist schon zehn Jahre alt. Aus naheliegenden Gründen genießt es seitens der Regierung, was wir neidlos feststellen, eine bedeutende pekuniäre Unterstützung, ein Vorzug, den wir uns selbst von ganzem Herzen auch wünschen. Sie kommt ja doch nicht den Unternehmern, sondern einzig und allein dem Blatte selbst, seinen Lesern und den idealen Zielen, die die Heimatblätter verfolgen, wieder zugute. Ganz besonders seien hier die Hefte 4 und 5 des laufenden Jahrgangs erwähnt. Sie sind dem Altreichskanzler Bismarck gewidmet und heben sich aus der Fülle der Bismarckliteratur des diesjährigen Frühlings turmhoch hinaus. Besonders wertvoll ist der Aufsatz von Prof Dr. Franz Bock in Posen: „Bismarck in der bildenden Kunst." Mit Freude ist es zu begrüßen, daß die Verlagsbuchhandlung die tiefgründige Arbeit des Posener Gelehrten im Sonderdruck als schmuckes Heft herausgegeben hat, das mit 15 Kunstdruckbildern geschmückt ist. Der Preis des nur in beschränkter Auflage hergestellten Heftes beträgt 1 M.!

Wir rufen dem Posener Blatte einen treuen Brudergruß in der Hoffnung zu, daß beide Zeitschriften auf ihrem Wege zur Erreichung gemeinsamer Ziele noch recht lange treu nebeneinandermarschieren dürfen.

Aus der Werkstatt des Pommernverlages.

Der Verlag, der die illustrierte Monatszeitschrift „Unser Pommerland" trotz vieler Bedrängnisse, hervorgerufen durch die schwere Kriegszeit, mit allen Mitteln weiterzuführen und trotz allem noch zu fördern versucht, hat auch eine Reihe anderer heimatlicher Unternehmungen ins Leben gerufen, alle zu dem Zwecke, die Liebe zur engeren Heimat und zum weiten Vaterlande bei Groß und Klein zu hegen und zu pflegen, jeden mit den verborgenen Schätzen aus Sage und Geschichte vergangener Zeiten vertraut zu machen und um alle den idealen Interessen unseres Pommerlandes Lebenden ein geistiges Band zu schlingen. Da sind die Pommerschen Heimatbücher, allseitig von hohen Behörden empfohlen und in vielen Zuschriften als prächtige gesunde Lesekost für jedermann im Pommernlande gerühmt, da ist die Halbmonatszeitschrift „Jung-Pommern", die trotz ihres reichen, gediegenen Inhalts und Bilderschmucks so erstaunlich billig ist und es verdient, in jedem Pommernhause, in dem Jugend ist, gelesen zu werden, da ist schließlich das Pommersche Liederbuch, so sorgfältig zusammengestellt und anheimelnd ausgestattet, daß es in der Tasche eines jeden Sängers in Pommern gehört.

Ganz besondes wollen wir heut auf das Buch der bekannten Heimatschriftstellerin Marie Luise Bartz hinweisen, das (als Doppelband) den 4. und 5. Band der Heimatbücher bildet. Es heißt Doktor von Königs Gnaden und spielt während und nach dem Brande der Stadt Köslin im Jahre 1715.

Die Verfasserin ist in Pommern durch ihre Bestrebungen für Wohlfahrt und Heimatpflege rühmlichst bekannt. Ueber die Grenze ihrer Heimatprovinz hinaus aber kennt man ihren Namen als den einer Schriftstellerin, die spannend zu erzählen weiß, der Ernst und Humor in gleicher Weise zur Verfügung stehen und aus deren Schriften vor allen Dingen ein echt patriotischer Geist weht. Möge der „Doktor von Königs Gnaden" ein Familienbuch in jedem pommerschen Hause werden. Es geschähe ihm nur nach Verdienst.

Vereinsberichte.

Hauptversammlung des Messenthiner Waldvereins zu Stettin und der drei Ortsgruppen Ziegenort, Neuwarp, Altwache und Jasenitz.

In dem im schönsten Maiengrün prangenden Messenthin, wo vor acht Jahren der Waldverein gegründet ward, fand Sonntag, den 9. Mai nachmittags die jährliche Hauptversammlung des Messenthiner Waldvereins statt. Die große Zahl der erschienenen Waldfreunde war ein vollgültiger Beweis, daß die gemeinnützigen Bestrebungen des Waldvereins in immer weiteren Kreisen gewürdigt werden. In Vertretung der beruflich behinderten beiden Vorsitzenden leitete Lehrer H. Kaiser die Versammlung. Der von ihm erstattete eingehende Jahresbericht über die entfaltete Tätigkeit ließ erkennen, daß der Waldverein auch im abgelaufenen Vereinsjahre trotz der überaus großen und ernsten Zeit sich bemühte, das bereits Geschaffene zu erhalten, und die Kenntnis unserer engeren Heimat weiter zu fördern. Ein großer Teil der Mitglieder steht im Felde, da kann es nicht ausbleiben, daß deren Zahl zurückgeht; die Mitgliederzahl sank von 1908 des Vorjahres auf jetzt 1717. Mit herzlichen Worten ward der auf dem Felde der Ehre gebliebenen Mitglieder gedacht; die Versammlung ehrt das Andenken der gefallenen Helden. Der vom Kassenführer erstattete Bericht über den Stand der Vermögenslage ergab ein erfreuliches Bild. Dank der stets geübten Sparsamkeit konnten bestehende Einrichtungen, die eine Linderung der Kriegsnöte sich zur Aufgabe gestellt haben, unterstützt werden. Es wurden in dieser Richtung der Bürgerhilfsschatz, das Rote Kreuz und das vom Buchheideverein Stettin eingerichtete und unterhaltene Genesungsheim für verwundete und erkrankte deutsche Krieger bedacht. Ein erfreuliches Ergebnis zeitigte die Kriegsspendensammlung der Vertrauensmänner, sie ergab bisher 558,90 Mark. Der Waldverein konnte aus seinem Vereinsvermögen 1000 Mark als Kriegsbeihilfe bewilligen. Gewiß ein beredtes Zeugnis von dem Opfersinn des Messenthiner Waldvereins! Für die Pflege des Waldes, für die Aufstellung von Ruhebänken, Wegweisern und Papierkörben wurden 350,70 Mark verausgabt; die Errichtung der Schutzhütte am Haffuferwege im Ziegenorter Walde verursachte eine Ausgabe von 83 Mark, und die während der Wintermonate durchgeführte Vogelfütterung 145 Mark. Trotz dieser großen Ausgaben, zu denen noch 623,15 Mark Kosten für die Herausgabe der Wanderkarte und der Fahrpläne hinzutraten, konnte in das neue Vereinsjahr ein Vermögensbestand von 1825,68 Mark vorgetragen werden. Die von den beiden Kassenprüfern beantragte Entlastung wurde erteilt. Die Wiederwahl der ausscheidenden Vorstandsmitglieder erfolgte durch Zuruf. Nachdem der Haushaltsplan für das neue Vereinsjahr, der in Einnahme und Ausgabe mit 1200 Mark abschließt, die Genehmigung gefunden, wurde die Versammlung 5¼ Uhr geschlossen. — Die Königliche Eisenbahndirektion Stettin hatte zur Heimfahrt einen verstärkten Zug zur Verfügung gestellt; es sei auch an dieser Stelle für dies liebenswürdige Entgegenkommen gedankt, insbesondere aber für die Ausgabe der Sonntagsfahrkarten.

Carl Küster, Stettin.

*

Ein neuer Denkstein in der Buchheide.

Stettin, 17. Mai. Eine kleine Buchheidegemeinde versammelte sich am gestrigen Sonntag vormittag 11 Uhr auf Brehmers Höhe, oberhalb Podejuch, zu einer schlichten, ernsten Feier, die gerade durch die Einfachheit und Herzlichkeit der Veranstaltung den Stempel der Erhabenheit trug. Ein Denkstein, errichtet von den Kriegern, die in dem von dem Buchheideverein eingerichteten Heim Aufnahme und Genesung gefunden, sollte als ein äußeres Zeichen der Dankbarkeit dem Buchheideverein übergeben werden. Gern leisteten Vorstand, Vertrauensmänner und eine größere Zahl Vereinsmitglieder der Einladung der Krieger zu dieser Feier Folge, und pünktlich zur festgesetzten Zeit begann sie.

Um den Denkstein hatten 17 der jetzt anwesenden Krieger Aufstellung genommen. Der Rechnungsführer Sergeant Ehrhardt feierte in beredten Worten den Buchheideverein. Der Redner wies darauf hin, daß nach der Entlassung aus der Lazarettpflege es nur wenigen Kriegern beschieden sei, zur weiteren Kräftigung der Gesundheit Aufnahme in einem der Genesungsheime zu finden. Das Glück, in dem Heime des Buchheidevereins aufgenommen und hier verpflegt zu werden, sei bis heute 152 deutschen Soldaten zuteil geworden; alle ohne Ausnahme konnten nach einem Aufenthalt von drei bis fünf Wochen das Genesungsheim mit sichtbar günstigen Erfolgen verlassen. Die weitaus größte Zahl der Pfleglinge vermochte völlig gesundet und wieder felddienstfähig zur Truppe zurückkehren, dank der genossenen außerordentlich guten Verpflegung. In Ost und West stehen sie nun wieder und kämpfen mit neuem Mute für die Freiheit unseres geliebten Vaterlandes. Heute endlich (so führte der Redner weiter aus) kann der Wunsch, dem Buchheideverein ein sichtbares Zeichen der Liebe, Verehrung und Dankbarkeit zu errichten, erfüllt werden. Bereitwillig erteilte Herr Forstmeister Drews, dem der Forstbezirk unterstellt ist, die nachgesuchte Genehmigung zur Errichtung dieses Gedenksteines, um dessen freundliche Annahme der Rechnungsführer namens seiner Kameraden bat.

Der Vorsitzende des Buchheidevereins, Herr Justizrat Grützmacher, übernahm dieses Zeichen der

Dankbarkeit der Krieger mit Worten herzlichen Dankes. Er wies darauf hin, daß alsbald nach Ausbruch des Krieges der Buchheideverein sich dem Vaterlande zur Verfügung stellte, und daß ihm nichts näher lag, als die Ausführung des Gedankens, in unserer schönen Buchheide ein Genesungsheim für verwundete und erkrankte Kameraden einzurichten, die ihr Bestes für Deutschlands Freiheit einsetzten. Es stehe zu hoffen, daß das Genesungsheim bis zum glücklichen Ende aufrechterhalten bleibt. Der Grundstein zu einem massiven Aussichtsturme sei zwar gelegt, die Ausführung ist indes einer späteren Zeit vorbehalten. Der Buchheideverein hoffe bestimmt darauf, später einen Sieges- und Dankesturm bauen zu können. Bei der Feier der Grundsteinlegung des Aussichtsturmes konnte unser Kaiser und König als Schutzherr des deutschen Waldes gefeiert werden; heute dagegen gilt es, unseres geliebten Kaisers als des Schutz- und Schirmherrn des gesamten deutschen Volkes zu gedenken. Mit begeistertem Jubel stimmten die Waldfreunde in das Kaiserhoch ein, um dann noch im nahen Genesungsheim eine frohe Stunde zu verbringen.

Der Denkstein, ein feinkörniger Granitblock und Findling aus der Buchheide, ruht auf einer Steinpackung und trägt folgende, von der geübten Hand eines der verwundeten Krieger eingemeißelte Inschrift:



„Dem Buchheideverein zum Andenken an deutsche Krieger, die hier Genesung fanden. 1914—."

Anmerkung: Die Schlußzahl hinter 1914— ist offen gelassen.

*

Jahresbericht des Bundes Heimatschutz E. V. :: Hauptversammlung am 28. April 1915. ::

Am 28. April fand in Stettin die Hauptversammlung des Bundes Heimatschutz, Landesverein Pommern, statt. Der Verein zählt zur Zeit 450 Mitglieder einschließlich der in den Ortsgruppen Anklam, Stettin, Pyritz, Freienwalde, Labes und Wangerin vereinigten Einzelmitglieder. Dazu kommen eine Anzahl von Stettiner- und Provinzialvereinen als Mitglieder (Kunstverein Greifswald, Dürer-Bund Cammin, Verein für Heimatkunde Köslin, Kreiswohlfahrtsverein Lauenburg usw.), 12 Kreise und 12 Städte. Der Kassenbericht, um das vorwegzunehmen, ergab für 1914 eine Einnahme von 1685,06 Mk., eine Ausgabe von 1308,86 Mk. und einen Restbestand von 376,20 Mk. Die Provinz zahlt dem Verein eine jährliche Beihülfe von 500 Mk. — Die Wahlversammlung beließ den Vorstand in seiner jetzigen Zusammensetzung und zwar die Herren Oberpräsidialrat Bartels als Vorsitzenden, Lyzeallehrer Reepel als Geschäftsführer und Bankdirektor Lilly als Schatzmeister, ebenso die Kassenprüfer und Beisitzer. Aus dem Jahresbericht entnehmen wir Folgendes:

Die während der Zeit des Krieges nicht erschienene „Pommersche Heimat" erscheint neuerdings als Beilage zum Pommerschen Genossenschaftsblatt und zur Fürstentumer Zeitung. (Damit wendet sie sich zugleich an einen weiten provinziellen Leserkreis, den für die Bestrebungen des Heimatschutzes zu gewinnen, besonders wichtig sein muß!)

Der Landesverein besitzt vier Lichtbilder-Folgen, die mit Text unentgeltlich verliehen werden und im Geschäftsjahr etwa 20 mal gebraucht worden sind. Sie behandeln Naturdenkmal' und Landschaftspflege, Denkmalpflege, pommersche Bauweise und Trachten, Werden und Vergehen an der pommerschen Küste und die Entstehung unserer Heimaterde. Neuerdings verleiht der Landesverein eine Bilderfolge, „Bilder vom Kriegsschauplatz im Westen." Daneben sind stets verliehen gewesen und haben die Runde in pommerschen Landschulen gemacht zwei Wanderausstellungen von Vogelfutter- und Nistgerätschaften. Die Ausstellung von pommerschen, vom Landesverein herausgegebenen Künstlersteinzeichnungen (Hühnengrab von Lonwitz, Schloß Wildenbruch, Haffküste bei Lebbin, Pommersche Schweiz bei Polzin, Oberes Lebatal bei Paraschin, Lonzker-Düne am Lebasee), Heimatschutz-Ansichtskarten und Schriften ist gezeigt worden in Stettin, Pyritz, Freienwalde, Cammin und Rügenwalde. — In Eingaben und Aufrufen trat der Landesverein ein für die Schonung der Möwen und Stranddisteln. Aus einem Wettbewerb gelangte er in den Besitz guter Werbemarken. Ihre Ausführung verhinderte der Krieg. Die Bemühungen, die Erhaltung der Blockpackung des Rußlandberges am Dolgen-See durch Ankauf zu sichern, sind infolge des Krieges zum Stillstand gekommen. Das Projekt bleibt bestehen und wird in nicht zu ferner Zeit zur Ausführung kommen. Der Landesverein bemühte sich ferner mit Erfolg um die Erhaltung alter Baumbestände auf den Friedhöfen zu Törpin, Wangerin und Belgrad. Die Bauberatungsstelle lieferte einen Verbesserungsvorschlag für den Anbau an einen Dorfgasthof. Für den Kreis Dramburg ward auf Grund von Aufnahmen des Geschäftsführers eine farbige Lichtbilder-Folge geliefert. An den Magistrat Bublitz erging ein Gutachten über die Beschaffung von Vogelschutz-Gerätschaften zu Schulzwecken, und eine ausführliche Denkschrift für die Kgl. Regierung behandelte die Frage „Heimatschutz und Schule". Mit Erfolg trat der Landesverein ein für die Erhaltung der Schönheit der Haffberge bei Camminke. Die für den Herbst 1914 in Aussicht genommene „Ausstellung für Heimatkunde und Heimatpflege" fand des Krieges wegen nicht statt. Die weit geförderten Vorarbeiten werden die Grundlage für eine kommende

Ausstellung abgeben. Zu den schon erwähnten Heimat-Künstler-Steinzeichnungen ist das Beiwort in Heftform erschienen. (30 Pfg.) Die Eintragung des Vereins in das Vereinsregister ward bewirkt. — Neuerdings unterstützt der Verein die Bestrebungen, die Beschäftigung der Verwundeten in den Lazaretten mit Handfertigkeitsarbeiten betreffend. Er hat vom Herrn Oberpräsidenten zu dem Zweck 200 Mk. erhalten. Eine ziemliche Arbeit beansprucht die Sammlung und Herausgabe der Feldpostbriefe pommerscher Krieger, von der das erste Heft kürzlich im Buchhandel herausgekommen ist. Für eine neue, die fünfte Postkarten-Folge, zeichnet Herr Kunstmaler Milling die Kohlstudien. Sie wird der Schönheit der pommerschen Moränenlandschaft gerecht zu werden suchen. Die großen Urbilder in Kohle werden später ausgestellt werden. Aus der Besprechung mag eine Anregung des Rektors St-Freienwalde Erwähnung finden. Er wies hin auf die oft recht häßliche Wirkung des Anstriches der Obstbäume mit Kalk und bat um Schritte, eine andere Art des Baumschutzes einzubürgern Der Verein wird Schritte tun. — Die in Aussicht genommene Vorführung der Lichtbilder aus dem Kreise Dramburg mußte der vorgerückten Stunde wegen wegfallen.

Reepel, Stettin, Deutschestraße 13.

Aus der Zeit.

Beschäftigung von Verwundeten in den Stettiner Lazaretten.

Durch die Versorgung der Lazarette mit Lehrstoff ist ein gut Teil Langerweile daraus verbannt worden. Darüber hinaus aber ist man in Stettin und an anderen Orten bestrebt gewesen, den Verwundeten Gelegenheit für eine zusagende Tätigkeit mit der Hand zu geben. Die Lust am Lesen schwindet mit der Zeit; das Kartenspielen wird mit Recht nicht gern gesehen. Da setzt die Beschäftigung mit Handfertigkeitsarbeiten ein, hilft die langsam rinnende Zeit ausfüllen, wird zu einer Quelle der Freude und verhilft dem Körper zu einer leichten und die Genesung fördernden Kraftanstrengung. Von diesen Gesichtspunkten aus hat seit Ende vorigen Jahres ein Ausschuß Stettiner Herren, Angehörige des Vorstandes der Dürer-Gesellschaft, des Bundes Heimatschutz und der Lehrervereinigung für Knabenhandarbeit eine fruchtbringende Tätigkeit entfaltet. In einer steigenden Zahl Stettiner Lazarette wurden und werden Anregungen und Belehrungen gegeben zur Beschäftigung mit Schnitzen, Sägen, Brennen und Kleben, und das mit besonderer Erlaubnis der ärztlichen Leitung. So weit der vorhandene Raum es gestattet, wird fleißig gearbeitet, und im Januar konnte in einer kleinen Ausstellung im Hause des Verkehrsvereins mancherlei von geschickter Soldatenhand Gefertigtes gezeigt werden. Was geschaffen wird, bleibt im Besitz des Herstellers und wandert gewöhnlich nach Hause, um für die spätere Zeit zu einem lieben Andenken zu werden. So zeigt unser Bild die Arbeitsgenossenschaft in Colbitzow nach einer Aufnahme im Januar. Neuerdings wird versucht, bei Verwundeten aus der engeren Heimat die Freude an der Ausübung heimischer Handfertigkeiten, des Flechtens und Schnitzens, wie es da und dort in Pommern noch geübt wird, zu pflegen. Für diese Zwecke sind dem Bund Heimatschutz vom Herrn Oberpräsidenten 200 Mark Beihülfe gewährt worden. Und damit kommen wir zur geldlichen Seite der Sache. Die nicht unbeträchtlichen Kosten sind bisher — das Erholungsheim Colbitzow macht neuerdings eine Ausnahme — auf privatem Wege gesammelt werden, und auch dieser Bericht möchte eine Bitte um Gaben an den Unterzeichneten in sich einschließen. Von den Verwundeten aus Pappe geklebte Sammelbüchsen sind an verschiedenen Stellen der Stadt aufgestellt worden und geben einen bescheidenen Ertrag. Das alles aber langt nicht, wenn, was in Aussicht genommen ist, die weitergehende Verwundeten-Fürsorge einsetzen wird, für die eine Organisation im Werden begriffen ist. Handelt es sich doch darum, solchen Verwundeten, denen die bisherige Erwerbstätigkeit unmöglich gemacht oder beschränkt worden ist, Gelegenheit zu geben, sich auf neue Erwerbsmöglichkeiten vorzubereiten. Wir werden später darüber mehr berichten. Da wird es reicherer Mittel und freiwilliger Hilfskräfte bedürfen, um zum Ziele zu kommen. Alles in allem aber kann gesagt werden, daß wir in Pommern nicht zurückstehen und zurückstehen werden an der Lösung der großen und kleinen Aufgaben der Zeit. Vielleicht auch, daß dieser Bericht Anregung gibt, an anderen Orten der Provinz ähnliche Einrichtungen zu treffen, wie sie in Stettin z. Zt. bestehen. Vielleicht auch, daß ein Gedankenaustausch interessierter in der Arbeit stehender Kreise der Sache förderlich wird.

M. Repel, Stettin, Deutschestraße 13.

Inhalt.

Kriegslieder. Von Clara v. Sydow . . . . . . 65—66
Wie kann die Pommernheimat ihre Gefallenen ehren? Von Marie Luise Bartz-Friedenau 67
Vergeßt die treuen Toten nicht! Von Arnold Koeppen . 69
Horsa-Stettin. Von Hermann Block 70
Der Nordische Krieg in den deutschen Ostseegebieten (1711 bis 1720) in Quellen dargestellt. Von Ludwig Beyer, Königl. Seminarlehrer. (Forts.) 71
Napoleon-Erinnerungen in Pommern aufbewahrt. Von K. 77
Verschiedene Auffassung. Von R. Palleske, Landeshut i. Schl. 78
Hans Hoffmann und wir Pommern. Von Professor Dr. C. Altenburg, Stettin 79
Am Ostseestrand im Winter (1887). Von Hans Hoffmann 82
Die Liebelose. Von Otto Droß 85
Der Heidebock. Von Curt Bloedorn 90
Pommersche Bücherschau 93
Vereinsberichte und Aus der Zeit . . . . . . 94—96

Verantwortlich für die Redaktion: Ludwig Hamann. Verlag: Pommernverlag Max Mallin. Druck: F. Hendeß, G. m. b. H., sämtlich in Stargard i. Pomm.